Hblaüjn, pag. 260.

3606

E. J. 168

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-730455-12142988-12/fragment/page=00000002

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-730455-12142988-12/fragment/page=00000003

Der
Romanenfreund.

No. 9.

Enthält:

1. Miszellen.
2. Ferdinand Tiefensee.
3. Karl Rosen.

Berlin 1803.
Bei Oehmigke dem Jüngern.

Miszellen.

I.

Franz und Theodor,

oder

der Heldenmuth der Freundschaft.

Franz und Theodor, beide aus Einem Orte, neben einander aufgewachsen und gebildet, waren von ihrer Kindheit die innigsten und vertrautesten Freunde. Immer suchte Einer den Andern mit Sehnsucht auf; Arbeiten und Vergnügungen, alles genossen sie gemeinschaftlich; der Wunsch des Einen, war der Wille des Andern. — So

lebten sie bis zu ihrem zwanzigsten Jahre, als eine unerwartete Begebenheit ihre Trennung verursachte.

Franz nehmlich hatte einen Oheim, der sehr jung das väterliche Haus verlassen, und, nachdem er mehrere Reisen gemacht und verschiedene Abentheuer bestanden hatte, endlich in Kadix geblieben war. Hier trat er in die Dienste eines reichen Kaufmanns, und erwarb sich durch seine Geschicklichkeit bald so sehr das Vertrauen desselben, daß er ihm seine einzige Tochter zur Ehe gab. Der alte Vater starb; auch seine Tochter überlebte ihn nicht lange und hinterließ nur Einen Sohn, der ihr aber auch im Kurzen ins Grab folgte. Franzens Oheim wurde also der alleinige Erbe eines Vermögens, welches, nach seinem Tode, jezt seinem Neffen, als seinem einzigen Verwandten, zufiel.

Beide Freunde empfanden bei dieser

Nachricht eine gleich große Freude, welche jedoch der Umstand, daß Franz deshalb nach Kadix zu reisen genöthiget wurde, gar sehr trübte. Er bat Theodor inständigst, ihn nie zu vergessen und ihm oft zu schreiben, damit er wenigstens das Vergnügen hätte, sich schriftlich mit ihm zu unterhalten, wogegen er ihm versprach: keine Post ohne einen Brief an ihn abgehen zu lassen, immer aufs freundschaftlichste und zärtlichste seiner zu gedenken, seine Geschäfte so bald als möglich zu beendigen, und nachdem er sich im Besitz der ganzen Erbschaft gesetzt, in seine Vaterstadt zurück zu eilen, um sie mit seinem Freunde zu theilen. —

Franz mußte drei Jahre in Kadix verweilen, ehe er alle seine Angelegenheiten in Ordnung bringen, die an verschiedenen Orten ausstehenden Geldsummen erheben und so zu dem Genuß der ganzen Erbschaft gelangen konnte. — Schon mit dem Ende

des ersten Jahres wurde die Anhänglichkeit an seinen Freund kälter; die Entfernung, mehr Beschäftigung und neue Gegenstände schwächten nach und nach das Andenken desselben in seinem Herzen. Im zweiten Jahr schrieb er ihm schon seltner und mit vieler Gleichgültigkeit; im dritten endlich hörte er ganz auf, seine Briefe zu beantworten, und so erreichte ihr Briefwechsel seine Endschaft. Die großen Reichthümer, in deren Besitz er sich jetzt sah, machten ihn stolz; er nährte jetzt bloß die Vorstellungen von Verschwendung und Pracht in seiner Seele, und Theodors Freundschaft schien seinen neuen Stand zu entehren. — „Eine kindische Vertraulichkeit — sprach er bei sich selbst — kann auch nur so lange bestehen, als das Kindheitsalter dauert und die Umstände noch dieselben sind, die sie hervorbrachten. Bei uns sind die Jahre der Kindheit vorüber, die Umstände haben

sich geändert — jene Vertraulichkeit muß also aufhören!" —

Theodor, der nichts weniger, als eine solche Sinnesänderung in dem Karakter seines Jugendfreundes argwöhnte, glaubte, daß seines Freundes Antwort, als sie zum erstenmal ausblieb, verlohren gegangen sey; er schrieb ihm daher wiederholt, und da auch diesem Briefe das nehmliche Schicksal widerfuhr, beklagte er sich in einem neuen zärtlich über sein unerklärbares Schweigen, und machte ihm mit freundschaftlicher Freimüthigkeit bittre Vorwürfe über seine Kälte. Franz aber, der täglich stolzer und übermüthiger wurde, fand sich dadurch so sehr beleidiget, daß er von diesem Augenblicke an das Andenken an Theodor ganz aus seiner Seele verbannte. Alle Briefe, die er von ihm noch erhielt, warf er, ohne sie gelesen zu haben, ins Feuer, und jedes Bild, jede Vorstellung, die ihn an denselben und die

Freundschaft, die einst zwischen ihnen bestand, hätte erinnern können, wurde sogleich, als zu unbedeutend und entehrend, aus seiner Seele verbannt.

Als er endlich seine Geschäfte beendigt hatte, nahm er alle seine Reichthümer zusammen, und ging mit großer Pracht nach Neapel. — Hier war ein prahlerischer Titel seiner Eitelkeit unentbehrlich, und er verschwendete eine große Summe, um sich in einen Edelmann umzuschaffen. —

Theodor, der sein Stillschweigen jeder andern Ursache, nur nicht der wahren, zugeschrieben hatte, eilte, sobald er seine Ankunft in Neapel erfuhr, voll Begierde, ihm seine Anhänglichkeit und seine Dankbarkeit zu beweisen, zu ihm, um sich in seiner Umarmung über die lange Abwesenheit zu entschädigen. Aber der Stolze würdigte ihn nicht einmal der Ehre, ihn anzunehmen. Er sah und erkannte mehr als einmal, wenn

er in seiner prächtigen Equipage durch die volkreichsten Straßen dahin rollte, seinen Freund unter der Menge der Fußgänger; aber immer wendete er verächtlich den Blick von ihm ab, als von einem Gegenstande, der ihm Verdruß verursache.

Nur mit sich selbst beschäftigt und stolz auf seine Schätze, ließ er es sich nun ernstlich angelegen seyn, da ihre Erwerbung ihm keine Mühe gekostet hatte, sie zu verschwenden. Sein Pallast war einer der prächtigsten und geschmackvollsten in der ganzen Residenz, und an seiner Tafel fanden alle Schmarotzer Platz, die sich schaarenweise einstellten. Seine zahlreiche Dienerschaft wurde mit einer gewissen Größe behandelt, und eignete sich alles das zu, was ihnen in die Hände fiel. — Ein Sklave der Mode, hatte nur immer das Neueste Werth für ihn; daher erforderten seine Kleider und seine Equipage einen ungeheuren Aufwand.

Feten und prächtige Bälle wechselten unaufhörlich mit einander ab, bei denen die Köstlichkeit der Speisen der Verschwendung gleich kam, mit der sie aufgetragen wurden. Von allen Seiten ertönte sein Name; er allein, so überredeten ihn seine Schmeichler, besaß alle Vollkommenheiten; er allein verstand die Kunst zu leben; er allein war das Muster des Geschmacks. — Der betrogene Franz triumphirte, brüstete sich mit diesen Lobsprüchen, zog in langen Zügen diese verführerischen Schmeicheleien ein — und ganz trunken von seinem Glanze, vermochte er sich nicht zu mäßigen. —

Alle diese zauberischen Täuschungen verschwanden jedoch bald. — Die ungeheuren Summen, die sein unüberlegter Prachtaufwand verschlang; die nicht geringeren, welche die Schurken, die sich seines Vertrauens bemächtigt hatten, verschwendeten, und der höchst beträchtliche Verlust, mit dem er

sich dem Spiele ergab, brachten sein glänzendes Vermögen bald auf ein Nichts herab. — Mit Schulden überhäuft, sah er sich von allen Seiten von einem Heere ungestümer Gläubiger belagert, die in jedem Augenblick sich seiner Besitzungen zu bemächtigen drohten. —

Sobald dieser Sturm über ihn herein zu brechen begann, verschwanden auch seine Schmeichler und alle jene wackern Leute ihres Gelichters, die nur vor wenig Augenblicken so eifrig um seine Gunst buhlten, mit der Schnelligkeit eines Blizes. Er allein blieb hülflos zurück, und fand jezt nur noch in der schmeichelhaften Vorstellung einige Beruhigung, von seinen zahlreichen Freunden, die sein verschwendeter Reichthum ehemals um ihn her versammelt hatte, Hülfe zu erhalten. —

Aber wie eitel, wie thöricht war diese Hofnung! — Einige stellten sich, als könn-

ten sie sich seiner gar nicht erinnern; Andere suchten ihm mit der größten Sorgfalt auszuweichen; noch Andere waren boshaft genug, seiner zu spotten und sich über ihn lustig zu machen. Diejenigen hingegen, welche die Rolle der Großmüthigen spielen wollten, schienen ihn zu bedauern, und versicherten, daß es ihnen unendlichen Kummer verursache, ihm nicht helfen zu können. — Welch' eine schreckliche Lehre, um ihn aus seinem Irrthum zu reißen! —

In dieser fürchterlichen Lage, bis zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken, erinnerte er sich erst wieder seines ehemaligen Freundes Theodor. Sein sanfter, theilnehmender und empfindsamer Karakter, von dem er so viele und große Beweise erhalten hatte, berechtigte ihn allerdings zu der Hofnung, daß er ihm willig beistehen werde; — aber wie sollte er es wagen, sich vor ihm sehen zu lassen, da er ihn in den Ta-

gen seines Glücks so schnöde behandelt, so schändlich hintenangesetzt hatte? — Die Noth trieb ihn vorwärts, die Schaam hielt ihn zurück, und anstatt nach seiner Vaterstadt zu gehen, beschloß er nach einem langen Kampfe mit sich selbst, nach Rom zu wandern, um dort, fern von denen, deren Blicke ihn demüthigten, die Mittel zu seiner Erhaltung zu suchen. —

Mit diesem Entschluß verließ er Neapel, und kam nach einigen Tagereisen eines Abends bei einem Landhause an. Er bat um Erlaubniß, die Nacht hier zubringen zu dürfen, und die junge Landwirthin, an die er sich mit dieser Bitte wendete, nahm ihn freundlich auf, indem sie ihm mit vieler Artigkeit sagte: „Sein Sie uns willkommen, mein Herr! in wenig Augenblicken wird mein Mann zurückkommen. Sein größestes Vergnügen ist, Reisenden, die der Zufall uns zuführt, alle die Dienste

zu leisten, die unsere eingeschränkte Lage Ihnen anzubieten uns erlaubt. Sein Sie mir daher willkommen, und ruhen Sie unterdeß aus; ich selbst will während des meine noch übrigen wenigen häuslichen Geschäfte besorgen!"

Der unglückliche Franz folgte dieser so herzlichen Einladung, und fand mit Erstaunen bei seinem Eintritte ein Haus, in welchem, bei aller Einfachheit, überall das Bild des häuslichen Friedens und des Ueberflusses sichtbar war. Noch stand er, in tiefe Bewunderung versunken, und beneidete das sanfte Loos seiner glücklichen Bewohner, als er den Besitzer des Hauses von ferne zurückkommen sah. — Neues Staunen fesselte ihn jezt; er traute seinen Augen kaum; — es war — Theodor!! — — Eine brennende Schamröthe überflammte sein Gesicht und alle Glieder zitterten. —

Theodor näherte sich in einem Wagen, aber mit großer Eile. Auf seinem Gesichte malte sich Traurigkeit. Seine Gattin eilte ihm entgegen. — „Alle meine Nachforschungen sind vergeblich gewesen!" rufte er ihr in einem schwermüthigen Tone zu. „Er hat in der Verzweiflung Neapel verlassen, und Niemand konnte mir sagen, wohin er sich gewendet, oder welchen Weg er genommen hat. Ach, wer weiß, welch' trauriges Schicksal ihn noch erwartet!" — Unwillkürlich entfielen bei dieser Vorstellung Thränen seinen Augen, mit denen sich die seiner liebevollen Gattin vereinigten. —

Als ihn diese jezt mit der Ankunft des Fremden und seiner Bitte um ein Obdach für diese Nacht bekannt machte, sprach er: „Dem Himmel sey Dank! so habe ich doch wenigstens Gelegenheit einem Menschen Gutes zu thun, da ich die Freude entbehren muß, meinem Freunde beistehen zu können

Ach, warum erfuhr ich doch seine traurige Lage nicht einen Tag früher!" — Mit diesen Worten trat er in die Stube.

Franz, der sich in einen Winkel gedrückt hatte, und beschämt und zitternd sein brennendes Gesicht mit seinen Händen bedeckte, wagte es nicht, ihn anzusehen; aber Theodor, dem diese Stellung auffiel, betrachtete ihn jezt genauer. „Ist's Wahrheit oder Täuschung?" sprach er bei sich selbst. — „Nein! Nein!" rief er nach einer Pause — „Er ist es selbst! Ich darf nicht mehr daran zweifeln: Es ist mein Freund!" Und mit diesen Worten eilte er mit offenen Armen auf ihn zu, und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen, ohne weiter ein einziges Wort hervorbringen zu können. —

Franz, wechselsweise von Beschämung und Freude bestürmt, befand sich in der größten Verwirrung. — Theodor ermannte sich zuerst, umfaßte ihn und rufte voll

Freude

Freude aus: „So hätte ich Dich doch endlich wieder in meinen Armen? So bist Du doch endlich wieder Du selbst geworden? Ach, dem Himmel sei Dank dafür! Er wollte nicht, daß ich unglücklich sein sollte. Erst kürzlich erfuhr ich Deine traurige Lage, und eilte sogleich nach Neapel, um Dich aufzusuchen. Niemand konnte mir jedoch von Deinem Aufenthalte Nachricht geben, und schon verzweifelte ich, Dich wieder zu finden, als das Schicksal Dich mir so unverhoft in die Arme führt. Jezt ist alles vergessen; jezt bin ich der glücklichste der Menschen!" — — Mit diesen Worten umarmte er ihn von neuem mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude. —

Franz, gerührt und bestürzt zugleich, versuchte ihm zu antworten; aber er konnte, aller Anstrengung ungeachtet, keine Ausdrücke für seine Empfindungen finden. Auch ließ ihm sein Freund nicht Zeit dazu, in-

dem er fortfuhr: „Du bist doch noch immer reich und groß genug, um Dich trösten zu können. Dein väterliches Erbe, das Du meiner Verwaltung bei Deiner Abreise anvertrautest, beträgt zehn tausend Dukaten; das meinige ungefähr eben so viel. Diese beiden Summen haben mich in den Stand gesetzt, mich zum Eigenthümer dieses Landgutes zu machen, auf dem Du mich findest. Als ich es in Besitz nahm, waren die Ländereien desselben freilich in einem schlechten Zustande; aber durch Fleiß, durch Arbeit und Anstrengung habe ich sie so verbessert, daß sie reiche Interessen tragen. Sieh' Freund! diese laß uns theilen, denn wir haben beide gleiche Rechte daran. Oder wir wollen sie gemeinschaftlich bearbeiten, wenn Dir diese Einrichtung besser gefallen sollte. Von Dir soll es abhängen, was Du wählen willst; Deine Wahl falle aber auch aus, wie sie wolle, so wirst Du Dich immer in den Stand

gesezt sehen, anständig und ohne Sorgen leben zu können!"

Diese seltene Großmuth hatte der beschämte Franz nicht erwartet. Seine Thränen flossen unaufhaltsam, und er wagte es endlich, seinen edlen Freund zu umarmen und ihm zu sagen: „Gott! welch' einen Freund, welch' einen edlen Mann habe ich in Dir, durch meine thörichte Eitelkeit verblendet, von mir gestoßen! Ich empfinde ganz den Werth Deines zarten Gefühls und Deiner schonenden Großmuth. Welch' ein Unterschied zwischen Dir und jenen feilen Seelen, die, nachdem sie mich gänzlich zu Grunde gerichtet hatten, ohne Mitleiden, in meinem grausamen Mißgeschick hülflos mich verließen! — Aber glaube nicht, daß ich fähig sei, Deine Großmuth zu mißbrauchen, wenn auch meine Lage peinlich ist. Das väterliche Erbe, das Du edelmüthig genug ein Dir von mir zur Verwal-

tung übergebenes Gut nennst, habe ich Dir freiwillig und auf ewig geschenkt; es ist also Dein Eigenthum und ich habe kein Recht mehr daran. So groß mein Unglück auch ist, so habe ich doch nur mir allein die Schuld davon vorzuwerfen; ich will es also geduldig ertragen, so schwer es mir auch fallen möge. Wohin mein Schicksal mich auch führen wird, soll es mir an dem frohen Bewußtsein genügen, Deine Freundschaft wieder gewonnen zu haben!"

„Die hattest Du nie verloren!" erwiederte Theodor! „Du brauchtest sie also nicht erst wieder zu gewinnen, wirst sie aber von neuem als verächtlich von Dir stoßen, wenn Du Dich von mir entfernen willst. Deine Absicht bei der Uebergabe Deiner väterlichen Erbschaft an mich, mag indeß gewesen sein, welche sie wolle, jezt mußt Du alles, wenn Du mich durch Deine Weigerung nicht beleidigen willst, zurücknehmen.

Betrachte diese Zurückgabe als eine Handlung der Gerechtigkeit oder der Freundschaft, das ist mir gleichgültig, aber annehmen mußt Du sie!" — —

„Ich darf, ich kann mich nicht länger widersetzen!" rief Franz hier gerührt aus. „Nein, ich werde die Undankbarkeit nicht so weit treiben, mich von einem solchen Freunde zu trennen. Ja, ich will den Rest meiner Tage hier am Busen der Freundschaft verleben, und von diesem Augenblicke an soll es meine vornehmste Sorge und mein süßestes Vergnügen sein, Dir bei Deinen Arbeiten beizustehen; und ich werde mich unaussprechlich glücklich fühlen, wenn es mir gelingt, wenigstens einigermaßen die Beleidigung wieder zu vergüten, womit ich ich Dich, Freund ohne Gleichen, gekränkt habe!" —

„Wohlan! Du bleibst hier und mein einziger Wunsch ist nun erfüllt! — Ueber

unsre Einrichtung sprechen wir ein andermal." —

Er wendete sich hierauf zu seiner Gattin, die sich bei diesem rührenden Auftritte der Thränen nicht enthalten konnte, und sagte zu ihr: „Nach jenem glücklichen Tage, der mich mit Dir verband, ist der heutige der schönste und glücklichste meines Lebens!" — —

2.

Lanucci.

Nur zu oft ist die Unschuld das Ziel der grausamsten Verfolgungen; aber endlich siegt sie doch über Schande und Vorurtheil, und selbst über Verläumdung und Bosheit. Zum Beweis mag folgende Geschichte dienen.

Zu den Zeiten, da Florenz und Pisa noch zwei besondere Republiken bildeten, und beide durch die Partheien der Guelfen und Gibellinen ein Raub innerlicher Kriege und Zerrüttungen waren, welche sich selbst auf einzelne Familien erstreckten, lebte Anton Bandinelli und Friedrich La-

nucci. — Ersterer hielt sich zu den Guelfen, und verfolgte daher, eben so sehr durch Privatrücksichten, als durch den Eifer für die Parthei, der er anhing, bewogen, den Leztern, der zu den Gibellinen gehörte, mit dem unversöhnlichsten Hasse. Einst traf er ihn ganz allein außerhalb der Stadt, an den einsamen Ufern des Arno, und hielt dies für den schicklichsten Zeitpunkt, seine Rache zu kühlen. Er suchte ihn sogleich durch schimpfliche Beleidigungen zu reizen, und drang zulezt, da jener diese mit einer seltenen Kaltblütigkeit erwiederte, mit dem Degen auf ihn ein. — Lanucci, in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu vertheidigen, empfing seinen Feind standhaft, und warf ihn endlich, nach einem harten Kampfe, zu Boden. — Jezt setzte er ihm den Degen auf die Brust, mit der Drohung, ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn er nur die geringste Bewegung machen würde. „Du

siehst," sprach er zu ihm, „daß Dein Leben in meiner Gewalt ist. Ich schenke Dir es, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß von diesem Augenblicke an alle Feindschaft zwischen uns aufhöre!"

Nothgedrungen gelobte der hinterlistige Bandinelli alles; allein kaum hatte sein großmüthiger Gegner ihm die Freiheit wieder gegeben, als er wie ein Rasender aufsprang und einen Stoß nach ihm führte, der, wenn er getroffen hätte, denselben augenblicklich getödtet haben würde. — Lanucci's Unwillen gegen den Schändlichen stieg jetzt auf den höchsten Grad." Meuchelmörderischer Bube!" rief er im äußersten Zorne; „Du willst also den Tod um jeden Preis? — So stirb denn!" — — Mit diesen Worten stieß er ihm den Degen in die Brust und ließ ihn in seinem Blute liegen.

Er floh augenblicklich nach Pisa, zu

einem seiner Freunde, schrieb von da aus sogleich nach Florenz, und führte alles an, was zu seiner Rechtfertigung diente; aber zu seinem Unglück lebte der niederträchtige Bandinelli noch. Einige Landleute hatten ihn gefunden und nach Florenz gebracht, wo man seine Wunde zwar für gefährlich, aber nicht für tödlich erkannte. — Der Niederträchtige ist zu jeder Schandthat fähig. Bandinelli dürstete nach Rache, und da sich Verzweiflung und Wuth über seine schimpfliche Besiegung nun noch zu seinem alten Hasse gesellten, erfand er die schwärzesten Verläumdungen, um seinen Durst nach Rache zu stillen. Er führte dies mit einer unverschämten Verwegenheit aus, wozu der Umstand, daß keine Zeugen da waren, die ihn hätten Lügen strafen können, gar sehr viel beitrug, erklärte mit einer seltenen Dreistigkeit, daß er auf eine meuchelmörderische Art angefallen und niedergesto-

ßen worden sey, und wiegelte die ganze Parthei der Guelfen gegen den unglücklichen Lanucci auf, welcher nun, seiner Betheuerungen ungeachtet, zur Verbannung und zur Einziehung seiner Güter verurtheilt wurde. —

In dieser schrecklichen Lage war sein Freund Belfior seine einzige Zuflucht, seine einzige Stütze, der auch, nachdem er alles, was er vermochte, aber leider fruchtlos, zu seiner Vertheidigung aufgeboten hatte, ihm großmüthig für den Rest seiner Tage eine Freistatt in seinem eignen Hause öffnete. — Aber das Ende seiner Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle war noch weit entfernt!

Das Schlafzimmer seines Freundes Belfior trennte von dem seinigen ein Saal, von dem aus man in beide kommen konnte. In einer Nacht wurde er plötzlich aus seinem sanften Schlummer durch ein Ge-

räusch aufgeschreckt, das von dem erwähnten Saale herzukommen schien. Er richtete sich in seinem Bette auf und horchte; als er aber weiter nichts hörte, glaubte er sich getäuscht und legte sich wieder nieder. Allein kurz darauf hörte er von neuem ein dumpfes Wehklagen, das ihm aus dem Schlafzimmer seines Freundes zu kommen schien. Er richtete sich zum zweiten Male auf und verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die Klagetöne erneuerten sich, und noch viel kläglicher, als vorher. — Voll Unruhe stand er nun auf, eilte nach Belfiors Schlafzimmer und rufte ihn wiederholt bei seinem Namen; und da keine Antwort erfolgte, näherte er sich dem Bette desselben. Er versuchte es, ihn aufzuwecken; aber vergeblich. — Von tausend bangen Besorgnissen geängstiget, geht er endlich in sein Schlafzimmer zurück, nimmt das brennende Licht und fliegt damit zu dem Bette seines Freun-

des. — Aber welch' ein schrecklicher Anblick erwartete ihn hier! Er fand den Unglücklichen mit einem Dolche in der Brust, in seinem Blute gebadet, seinen letzten, schmerzhaften Seufzer verhauchen. Er schrie laut auf vor Entsetzen, ließ sein Licht fallen, stürzte sich über Belfiors Leichnam und verlor den Gebrauch seiner Sinne. —

Das Geräusch hatte die Bedienten aus dem Schlafe geweckt. Sie liefen von allen Seiten herbei, drangen in das Schlafzimmer, und sahen hier den schauderhaftesten Auftritt: ihren Herrn verwundet, Lanucci, mit Blut bedeckt, über ihn her geworfen, mit starren Augen und bleichem Gesicht, das Licht, noch dampfend, zu seinen Füßen. — Alle stießen zugleich einen Schrei des Entsetzens aus. Lanucci kam wieder zu sich selbst, erhob sich gleich einem Wüthenden und schrie: „Wo ist er? — Wo ist der Verbrecher? — Der Verräther? — Warum

kann ich nicht diesen Dolch in sein verruchtes Herz stoßen? — Diesen Dolch, mit dem er meinen Freund ermordete! — O unglücklicher Belfior!" — Ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen, und er warf sich von neuem auf den entseelten Körper seines Freundes. — Erschrocken, von innerm Abscheu ergriffen, standen bestürzt die herbeigeeilten Zuschauer und vermochten weder zu sprechen, noch waren sie im Stande, den wahren Zusammenhang auch nur zu vermuthen. —

Mit dem Anbruch des Tages verbreitete sich indeß das Gerücht von dieser schrecklichen Begebenheit überall hin, und bald war ganz Pisa davon unterrichtet. Man zog alle Bewohner des Hauses ein, und auch selbst den unglücklichen Lanucci. — Wer vermöchte seinen Kummer zu schildern, da er sich denen gleichgestellt sah, die man im Verdacht dieser abscheulichen That hatte!

Und doch vereinigten sich unglücklicherweise alle Anzeigen gerade gegen ihn allein. Der Ort, wo man ihn angetroffen hatte; das Blut, mit dem er bedeckt war; sein erblaßtes Gesicht; das zu seinen Füßen liegende so nachlässig ausgelöschte Licht; das umherschleichende Gerücht von der Verrätherei, die ihn aus Florenz verbannt — das Alles waren eben so viel Stimmen, die ihn für schuldig erklärten.

Als er dies erfuhr, bemeisterte sich seiner die schrecklichste Verweiflung. — „Ich — rufte er aus — ich soll den einzigen Freund ermordet haben, der mir auf der Erde noch übrig war! Ihn, dem ich diesen schwachen Rest meines Daseins ganz allein verdanke, das ich jezt verwünsche! Ihn, den ich mehr liebte, als mich selbst, für den ich tausendmal mein Blut bis auf den letzten Tropfen vergossen haben würde! — Solch ein schwarzes, solch ein niederträchtiges Herz kann

man mir zutrauen? — Ach, zu welcher tiefen Erniedrigung bin ich herabgesunken! Gerechter Gott! war ich noch nicht hart genug geprüft?" — —

Mit diesen Worten versank er in tiefe Niedergeschlagenheit. Aber alles das zerstreute den Verdacht nicht, der auf ihn gefallen war, entkräftete die scheinbaren Anklagen der Umstände nicht, die so offenbar gegen ihn zu sprechen schienen. — Unter seinen Richtern befand sich indessen Einer, der, gerührt von seinem Schmerz und von der sichtbaren Aufrichtigkeit, die sich auf seinem Gesichte malte, es wagte seine Vertheidigung öffentlich zu übernehmen, da die übrigen seine Verzweiflung als eine Wirkung der Verstellung oder der Gewissensbisse betrachteten. Diese behaupteten laut: daß die Beweise seines Verbrechens zu offen da lägen; daß die Verrätherei, deren er sich bereits zu Florenz schuldig gemacht,

diese

diese Beweise noch mehr bekräftige; daß man das Ansehen der Gesetze aufrecht erhalten müsse; daß die Abscheulichkeit der That ein Straf-Exempel nöthig mache, welches auch das Volk erwarte, und daß man dies unmöglich zurückhalten dürfe. — Der Unglückliche wurde daher fast einstimmig verurtheilt.

Diese schreckliche Nachricht brachte man ihm in dem nämlichen Augenblicke, als er, zerfleischt von dem grausamsten Schmerz, mit dem Gesicht auf die Erde geworfen, mit Ketten belastet, unter tiefen Seufzern zu sich selbst sagte: „Ich bin angeklagt, ihn ermordet zu haben; mich betrachtet man als einen niederträchtigen Verräther; gerechter Gott! und du schweigst dazu?" — Als man ihm das Urtheil vorlas, das ihn für schuldig erklärte, überließ er sich den Ausbrüchen eines wüthenden Schmer-

zes, auf die aber bald eine finstre Bestürzung und eine heftige, dem Tode ähnliche, Ohnmacht erfolgte. Er erwachte zwar aus diesem Zustande, aber nur, um sich aufs neue einer fürchterlichen Verzweiflung zu überlassen, die endlich wieder in gänzliche Ermattung überging. —

Unter diesem schrecklichen Wechsel von Anstrengung und Erschlaffung, beachte er die ganze Nacht zu, während diejenigen, die um ihn waren, in Thränen zerflossen und vergeblich jeden Trostgrund anwendeten, um ihn zu beruhigen. Es war nicht vor dem Tode, was ihn ängstigte, denn nachdem er seinen Freund verloren, betrachtete er ihn als das Ende seiner Leiden; aber das zerriß sein Herz, daß man ihn für den Mörder desselben hielt.

Die Religion kam endlich der ermatteten Natur zu Hülfe. Er wiederholte sich

die Trostgründe derselben, und diese bewirkten bei ihm eine gänzliche Ergebung in sein Schicksal. Er war entschlossen, Tod und Schande zu übernehmen. Die Anwesenden wurden erschüttert und zweifelten nicht mehr an seiner Unschuld; alle hätten sich gern für dieselbe verbürgt; alle hätten ihn retten mögen! — Von allen Seiten her erhob sich auch wirklich schon ein heimliches Murren. Man sagte ganz leise, daß man die Vollziehung eines so übereilt gefällten Urtheils aufschieben müsse; daß neue Nachforschungen und eine genauere Untersuchung durchaus nothwendig wären; daß die Zeit den wirklichen Thäter entdecken würde, und endlich, daß Lunucci unmöglich schuldig sein könne. Mehrere Personen waren entschlossen, sich öffentlich an den Richter zu wenden, und schon hatte sich die allgemeine Meinung zu seinem Vortheil umgestimmt,

als ein Eilbote von Florenz ankam, diese vortheilhaften Vermuthungen in Gewißheit verwandelte und über ganz Pisa Zufriedenheit und Freude verbreitete.

Belfiors Meuchelmörder nehmlich war von dem schändlichen Bandinelli gedungen worden, Lanucci ums Leben zu bringen. Denn der Schändliche, nicht zufrieden ihn durch seine schwarze Verläumdung seiner Gütern beraubt und auf immer aus Florenz verwiesen zu sehen, wollte ihm auch noch das Letzte, sein Leben, entreißen. Er dung zu dieser Absicht einen ihm an Gesinnungen ähnlichen Buben, und dieser hatte sich heimlich in Belfiors Wohnung geschlichen, sich bis Mitternacht darin versteckt gehalten, und nun diese Zeit gewählt, seinen schändlichen Anschlag auszuführen; allein in dem Sturme der Angst, der Wirkung dieses schrecklichen Augenblicks, die jeder Verbrecher

empfindet, verwechselte er die beiden Schlafzimmer und stieß den Mordstahl in Belfiors Brust. — Es gelang ihm zwar, sich durch eine schnelle Flucht aus Pisa zu retten; allein vor den Mauern von Florenz wurde er von einem seiner Spießgesellen überfallen, den Bandinelli dahin abgeschickt hatte, ihn umzubringen, weil er befürchtete, sein Bubenstück möchte dennoch von diesem einzigen Mitwisser seines Verbrechens dereinst entdeckt werden. — Aber diese neue Treulosigkeit jenes verabscheuungswürdigen Ungeheuers beschleunigte seinen eignen Untergang und die Rettung seines auf eine so verrätherische Weise von ihm verfolgten Feindes. — In den letzten Augenblicken seines Lebens, bekannte Belfiors Mörder seine That; Bandinelli wurde eingezogen und sogleich ein Eilbote nach Pisa abgefertigt, um die Nachricht von dem ganzen Vorgange dahin zu bringen.

Die Freude sämmtlicher Bewohner dieser Stadt, deren Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Lanucci ohnehin schon so lebhaft war, stieg nun bis zu dem höchsten Grade. Aber es fehlte wenig, daß nicht ihm selbst diese glückliche Nachricht das Leben gekostet hätte, anstatt ihn zu retten; denn die Freude, seine Unschuld so unerwartet anerkannt zu sehen, wirkte so mächtig auf ihn, daß er ohne Bewußtseyn zu Boden sank. Nur durch die eifrigsten und schleunigsten Bemühungen kam er nach und nach wieder zu sich selbst, und wurde durch die ehrenvollste Art aus seinem Gefängnisse entlassen und wieder in den völligen Genuß seiner Freiheit gesetzt. —

Der schändliche Bandinelli bekannte jetzt alles, und Lanucci wurde nicht nur durch einen ehrenvollen Beschluß des Senats nach Florenz zurückgerufen, sondern

auch wieder in den Besitz aller seiner Güter eingesetzt. Aber seine schönste Freuden verbitterte der Gedanke an seinen Freund Belfior, an dessen Tode er die unschuldige und unglückliche Ursache gewesen war.

3.

Die doppelte Ueberraschung.

Handelsgeschäfte führten einst einen Englischen Kaufmann in Begleitung eines jungen, funfzehnjährigen Menschen in die Gegend von Tunis. — Während Ersterer seine Angelegenheiten besorgte, suchte Letzterer seine Wißbegierde zu befriedigen, ließ sich alles zeigen, was der Aufmerksamkeit eines Fremden würdig war, und schweifte in den angenehmsten Gegenden umher.

So nahte er sich auch einst dem Ufer des Meeres, als er hier einen Greis gewahr

wurde, der, in tiefen Kummer versenkt, neben einer kleinen Quelle saß. Seine Kleidung zeigte, daß er einer von jenen Unglücklichen sei, die hier, unter dem Namen der Sclaven, als Vieh gekauft und als Vieh behandelt werden. — Neben ihm lag ein längst verwelkter Blumenkranz, den der Alte von Zeit zu Zeit in die Hand nahm, ihn mit gesenktem Haupte traurig anblickte, und eine Thräne darauf fallen ließ.

Mitleid und Neugier bewogen unsern jungen Engländer, sich ihm zu nähern. — Er redete ihn freundlich an, setzte sich vertraulich an seiner Seite nieder, und fragte ihn um die Ursache seines Kummers. Der Alte seufzte, sah dem Fremdling wehmüthig ins Gesicht und sprach: „Laß mich dir meine Geschichte verschweigen, Jüngling! denn, wenn du ein Herz hast, wie ich, und noch empfinden kannst, was ich empfinde, so wäre deinem Leben alle Freude benommen!“

Allein die Neugierde des Jünglings wurde hierdurch nur noch mehr angefacht. Er drückte ihm die Hand, und brachte ihn endlich durch alle Künste der Ueberredung und die sichtbarste Theilnahme, wiewohl nur mit Mühe und mit einem unverkennbar innerlichen Kampfe, dahin, ihm sein Unglück zu erzählen.

Da begann der Alte:

„So wisse denn, mitleidiger Jüngling! daß dieser kleine Hügel, an dem wir sitzen, das treueste, edelste, liebevollste weibliche Geschöpf bedeckt, welches ich einst die Meinige nannte. — Sie begleitete mich auf einer Seereise, weil sie ohne mich nicht leben konnte. Ein heftiger Sturm verschlug uns an die afrikanische Küste, wo wir von Seeräubern überfallen und gefangen genommen wurden. Das Schicksal milderte indeß unser Unglück dadurch, daß wir nicht getrennt wurden; denn mein gutes Weib und ich,

nebst einem unmündigen Sohn, der noch an der Brust seiner Mutter lag, wurden von einem und eben demselben Herrn gekauft. — Man wieß uns die beschwerlichsten Arbeiten an, und begegnete uns oft mit unmensch' licher Härte; aber wir ertrugen dies mit Geduld, weil unsere beiderseitige treue Liebe, Trost und Linderung in alle unsere Leiden goß. So waren nun schon zwei Jahre verstrichen, als —"

Hier stürzte dem Greise ein Strom von Thränen in die Augen, und er blieb eine gute Weile unvermögend weiter zu sprechen.

„Was soll ich dir sagen, guter Jüngling?" fuhr er fort. „Siehe diesen Hügel; er sagt dir alles. — In ihm liegt die Zufriedenheit und das Glück meines ganzen Lebens vergraben —"

„Noch war mir etwas übrig geblieben, welches meine kummervolle Seele an die Welt fesselte. Es war das theure Pfand

unsrer Liebe, mein kleiner Sohn, der nun das dritte Jahr zurückgelegt hatte."

„Wäre ein tröstender Engel mir zur Gesellschaft verliehen worden, er hätte meinem blutenden Herzen nicht sein können, was ihm dieser Unmündige war. — Wenn er so unschuldig und ruhig in meinen Armen lag, so oft ich mich an dieser mir heiligen Stätte niedersetzte, um meinem Herzen durch Thränen Luft zu machen, wenn er mit seinen kleinen Händen mich streichelte, und mich bat, nicht so zu weinen, und ich in seinem Gesichte dann die Züge seiner theuren Mutter erkannte, ihn mit Inbrunst an meine Brust drückte, und in ihm seine verklärte Mutter selbst zu umarmen wähnte, o, so hätte ich eine einzige Minute dieser wehmüthigen Wollust nicht um den Besitz der halben Welt vertauscht!"

„Einst, da ich, wie gewöhnlich, um die Mittagszeit, wo man mir verstattet, ein

wenig auszuruhen, an dieser Stelle saß und meiner Schwermuth nachhing, beschäftigte sich mein Liebling, Blumen zu pflücken, um einen Kranz davon zu winden, den er an diesem Strauche, über dem Grabe seiner lieben Mutter, aufhängen wollte. — In der Absicht, noch mehr Blumen zu holen, ließ er mir den Kranz, der beinahe vollendet war, und lief dem Ufer zu."

„Ein plötzliches Geschrei, worin ich seine Stimme erkannte, weckte mich aus meiner Schwermuth auf. Ich lief hinzu und hatte den unaussprechlichen Schmerz, meinen einzig geliebten Karl in den Händen unmenschlicher Räuber zu sehen, die schon die Anker gelichtet hatten und mit vollen Seegeln davon eilten. Vergebens flehte ich Himmel und Erde, Gott und Menschen um Hülfe an; vergebens streckte ich meine zitternde Arme aus, und bat die Unmenschen, mich wenigstens mitzunehmen. Aber die Räuber

waren schon zu entfernt, um mein Jammergeschrei zu verstehen, und mein Sohn, mein theurer kleiner Sohn —"

„Liegt hier an Ihrem Busen!" rief plötzlich der junge Engländer aus, indem er sich mit wütender Empfindung in die Arme des Greises warf. —

Lange hielten beide sich sprachlos umschlungen, bis ihre gewaltsamen Empfindungen sich endlich in reichliche Freudenthränen auflößten. — Das väterliche Herz kam allen andern Beweisen zuvor, und überzeugte den glücklichen Alten, daß er von keinem Blendwerk getäuscht werde, sondern daß er wirklich den geliebten verlornen Sohn in seinen Armen halte.

Nachdem beide aus dem Taumel des Entzückens und der Ueberraschung erwachten, erzählte Karl, daß er seiner gewaltsamen Entführung, auch des Umstandes, daß er eben Blumen gesucht habe, da man ihn

geraubt hätte, sich immer lebhaft bewußt geblieben wäre, daß er sich aber weder des Namens seines Vaters, noch des Landes, wo er als Kind mit ihm gelebt, jemals habe wieder erinnern können. Die Seeräuber hätten ihn damals nach Amerika gebracht und ihn einem Spanischen Sklavenhändler verkauft. Von diesem sei er an einen Englischen Kaufmann verhandelt worden, der ihn bald wie seinen Sohn liebgewonnen, ihn mit sich nach England geführt, und in Ermangelung eigner Kinder zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt habe. Dieser sein Wohlthäter sei jetzt in Handelsgeschäften mit ihm hierher gereiset. —

Nachdem Karl so seine Erzählung, welche nur zu oft durch neue Ergießungen des entzückten väterlichen und kindlichen Herzens unterbrochen wurde, geendet hatte; nachdem die ersten heftigen Empfindungen befriedigt waren, eilte er, seinen lieben Pflegevater

aufzusuchen, um ihn zum Zeugen seines unverhofften Glücks zu machen.

In kurzer Zeit kam er mit ihm herbei gesprungen. — Kaum aber hatten der Greis und der Kaufmann sich einander begrüßt, als ihre Blicke starrend an einander hängen blieben. —

„Dein Name? lieber Greis!" — fragte der Kaufmann.

„Ist Edmund!" erwiederte der Alte; „Und der Deinige?"

„Ist der Name deines glücklichen Bruders!" rief der Kaufmann, und warf sich sprachlos in die Arme des ganz betäubten Greises.

Karl blieb mit starren Augen und offenem Munde, wie versteinert, stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. — Was aber jeder von ihnen in diesen Augenblicken einer stummen, überschwenglichen Empfindung fühlte, wage ich nicht zu schildern.

Endlich

Endlich kam es zu Erläuterungen, und da fand es sich, daß der jüngere Edmund seinen Bruder für todt gehalten habe, weil er, nach seiner damaligen Abreise von England, nie wieder etwas von ihm und seiner Familie erfahren hatte; daß er ihn betrauert und sein nachgelassenes Vermögen, welches in seiner Handlung unterdeß verdoppelt worden, in Besitz genommen habe; daß der junge Mensch, der Sohn seines Bruders, zur Zeit, da er ihn kaufte, seine Muttersprache verlernt gehabt, und daß er daher nie auf den Gedanken habe kommen können, daß er sein Neffe sei. —

Er eilte sogleich zu dem Herrn seines Bruders und kaufte ihn los. — „Du bist frei, mein theurer Bruder!“ rief er ihm zu, da er zurück kam; „und morgen fahren wir nach England zurück.“

Aber mit innigster Wehmuth mußte er hören, daß sein Bruder fest entschlossen war,

den kleinen Ueberrest seines Lebens an dem Orte zuzubringen, wo die geliebte Hülle seiner theuren Gattin begraben lag, damit nach seinem Tode sein eigener Körper an ihrer Seite ruhen könne. Alles Zureden war vergeblich. Man beschloß daher, an dieser Stelle ein kleines Haus bauen zu lassen. Karl wünschte bei seinem Vater zu bleiben, um ihn in seinem Alter zu pflegen. Der jüngere Edmund reißte daher allein nach England zurück, verkaufte aber hier seine Handlung, und beschloß den Rest seiner Tage in der Gesellschaft seines Bruders und dessen geliebten Sohne. —

4.

Eduard.

Die Grade der Empfindsamkeit sind so verschieden, daß wir viele Menschen finden, deren Neigungen nie mehr als einen einzigen Gegenstand umfassen. — Das empfängliche Herz Andrer hingegen glüht von einem edlen Feuer, welches sie für alle Gegenstände, die auf ihre Liebe Anspruch haben können, gleich empfindlich macht. Ihnen ist kein Gefühl der Menschheit fremd. Sie hegen zu gleicher Zeit aufrichtige Werthschätzung und Achtung für einen Freund,

zärtliche Ergebenheit für einen Bruder oder eine Schwester, innige Liebe und Verehrung gegen ihre Eltern und die feurigste Leidenschaft für einen Liebhaber oder eine Geliebte.

Eine solche Seele besaß die Heldin gegenwärtiger Geschichte. — Hannchen Seebach, so hieß sie, hatte nie irgend eine von den Pflichten der Natur und der Freundschaft vernachläßigt. Ihr siebzehntes Jahr nahte sich; ein Zeitpunkt, in welchem einem Herzen, wie das ihrige, die zärtlichen Gefühle der Liebe nicht lange fremd bleiben konnten. Eduard, ein junger Mann von liebenswürdigem und musterhaftem Karakter, wurde bald von diesem schönen Bilde der Tugend und Unschuld mit unwiderstehlichem Reiz zu ihr hingezogen; und Hannchen konnte sich nie mit Eduard unterhalten, ohne jenes beunruhigende Etwas, welches zwar noch nicht

die Liebe selbst, aber doch ihr gewisser Vorbote ist, zu fühlen. — Selbst an dem Tage, da sie zum erstenmal sich wechselseitig ihr zärtliches Bekenntniß ablegten, sagten beide einander nichts Neues; denn lange vorher schon hatten ihre Augen alles gesagt, was der geliebte Gegenstand dem Herzen einflößte. — Beiden hatte die Natur ein warmes und empfängliches Herz geschenkt; ihre Geburt und Glücksumstände waren beinahe gleich, und sie sahen also in der Aussicht auf die Zukunft, nichts, was ihnen hätte verbieten können, sich aller Wonne einer tugendhaften Liebe zu überlassen.

Unter diesen Umständen, wo Eduards Hoffnungen nichts im Wege zu stehen schien, war wohl der Gedanke ganz natürlich, daß er in dem Herzen des liebenswürdigen Mädchens selbst — in diesem Herzen, das so ganz sein war, keine Hindernisse finden

würde. — Und doch war es so; ja, er sah sich sogar genöthigt, den Bewegungsgrund, der diesen grausamen Verzug erzeugte, zu ehren, denn Hannchen hatte, wie wir in der Folge sehen werden, keinen andern Grund, so hart mit ihrem Geliebten zu verfahren, als die Zärtlichkeit gegen ihren Vater.

Der alte Seebach stand jetzt in einem hohen Alter; er war Wittwer, und hatte kein anderes Kind, als Hannchen, deren Hülfe und Pflege ihm mit jedem Tage nöthiger zu werden schien. Bei dieser seiner Lage konnte das gute Mädchen, die sonst keine Ursache hatte, über ihre Liebe zu Eduard zu erröthen, unmöglich sich überwinden, solche ihrem Vater zu gestehen. Ein solches Geständniß, besorgte sie, möchte die eifersüchtige Zärtlichkeit des guten alten Mannes kränken; — er möchte befürchten, daß das getheilte Herz seiner Tochter, un-

vermerkt kälter gegen ihn werden, und die kindliche Unterwürfigkeit, welche sie ihm bisher bewiesen, mit der Zeit von den mächtigen Ansprüchen eines Geliebten oder Gatten verschwinden würde.

Hannchen wieß freilich die dringenden Bitten ihres Eduard nicht schlechthin ab; ja, es gab Augenblicke, in denen sie sich entschloß, ihrem Vater ihr Herz zu eröffnen; aber war der Augenblick da, so verließ sie alle Entschlossenheit, und sie verschob ihren Vorsatz immer von einer Zeit zur andern. Auch kannte ihr Vater Eduard noch nicht.

Konnte indeß die zärtlichste Aufmerksamkeit, die feinsten Beweise von der aufrichtigsten Liebe einen ungeduldigen Liebhaber belohnen, so hatte Eduard alle Ursache, sich für einen der Glücklichsten zu halten. Mit der unschuldigsten Freimüthigkeit eröffnete sie ihm alle Empfindungen ihres

Herzens, welches durch die ausstudirten Künsteleien der Etikette und die Affektationen einer widrigen Delikatesse nicht verdorben war; kurz sie vergaß nichts, was ihn über den Kummer trösten konnte, den sie schmerzhafter, als er selbst, empfand, weil sie sich als die einzige Urheberin desselben ansah. — Zwar waren Eduards Leiden über diesen Verzug in einer Sache, von welcher seine ganze Glückseligkeit abhing, unbeschreiblich; aber was vermag der Geliebte nicht zu ertragen, der die unschätzbare Gewißheit besitzt, daß der Abgott seiner Seele ihn liebt? Selbst die Hoffnung seines Glücks, wenn gleich noch ferne, ist dann ein wonnevoller Ersatz für ihn!

So war das gute Mädchen getheilt zwischen Natur und Liebe. Ihre unabläßige Aufmerksamkeit, ihre ununterbrochene Thätigkeit, verriethen indeß nicht die geringste Spur dieser Theilung; denn sie suchte es

durchaus zu vermeiden, daß ihr Vater irgend etwas durch die Zeit verlieren sollte, die sie ihrem Geliebten widmete. — Unterdeß sie aber so glücklich war in der Erwartung einer noch größern Glückseligkeit, zog sich ein unerwartetes Gewitter zusammen, das ihre zärtliche Empfindsamkeit auf die grausamste Probe stellen sollte.

Ihr Vater, welcher sich bisher durch einen kleinen Handel unterhalten hatte, sah sich jetzt gänzlich außer Stande, ihn fortzusetzen. Ein unvorhergesehener Verlust nach dem andern raubte ihm sogar die Hofnung, seine Gläubiger befriedigen zu können. In einem einzigen Tage sah er sich an Vermögen und Credit gänzlich zu Grunde gerichtet, und was ihn allein fähig machen konnte, beides wieder zu gewinnen — seine Freiheit, auch sie wurde ihm geraubt!

Unter seinen Gläubigern befand sich eines von jenen unerbittlichen Geschöpfen,

— sein Name sey Reinhold — welche Unglücksfälle unter die Zahl der Verbrechen setzen; welche, bei einem Kaufmann, einen Rechnungsfehler als einen erweißlichen Betrug betrachten — kurz, bei denen unglücklich und unschuldig ganz unverträgliche Wörter sind. — Seine Strenge war jedoch nicht das Werk zur genauen Beobachtung der Pünktlichkeit und Treue im Handel und Wandel, sondern blos einer selbstsüchtigen, grausamen und unversöhnlichen Gemüthsart. Nicht die kleinste Summe wandte er an, Unglücklichen beizustehen; aber verschwenderisch in seinem Aufwande, wenn es darum zu thun war, dies boshafte Vergnügen der Rachsucht zu genießen. Auch hier, wo jeder den armen Seebach beklagte, wo alle seine andern Gläubiger es nicht übers Herz bringen konnten, ihre Forderungen einzuklagen, dachte Reinhold allein, daß er ihn mit aller Stren-

ge der Gesetze verfolgen wolle. Vergebens waren alle Bemühungen, ihn um Erbarmen zu flehen; Bitten und Thränen schienen keine andere Wirkung bei ihm hervorzubringen, als sein hartes Herz noch mehr zu erhärten. Er gab Befehl, den Unglücklichen gefangen zu setzen, und das mit eben so großem Vergnügen, als ein edles Herz empfunden haben würde, die Thränen der Leidenden zu trocknen.

Alle diese unglücklichen Vorfälle trafen so schnell auf einander, daß Eduard von alle diesem noch nichts wußte, als er, um sein Hannchen zu sehen, den nemlichen Abend zu einer gemeinschaftlichen Freundin kam, wo sie sich gewöhnlich zu sprechen pflegten. Diese hatte den Auftrag, ihm alles, was liebevoll und zärtlich, zugleich aber auch alles, was seine Hoffnung gänzlich niederschlagen mußte, zu sagen. Sie überbrachte hm die zärtlichsten Versicherungen unver-

letzlicher Treue von seiner Geliebten, bat ihn aber in ihrem Namen, künftig, so lange die Umstände sich nicht ändern würden, an keine mündliche Unterredung zu denken. — Eduard würde durch diese Nachricht um so empfindlicher angegriffen, je unerwarteter sie ihm kam. Seine Bestürzung erlaubte ihm kaum einige unzusammenhängende Worte zu stammeln; jedoch bat er vor seiner Entfernung, sie wenigstens schriftlich von der Fortdauer seiner Liebe überzeugen zu dürfen, welche die theilnehmende Freundin auch zu vermitteln versprach. Er schrieb ihr daher am folgenden Tage:

„Nach Ihrem eigenen Kummer, theu„erstes Mädchen! beurtheilen Sie den Ih„res armen Eduard. Ach, und doch ist es „mir nicht erlaubt, Sie zu trösten! Ein „Brief, den ich diesen Augenblick erhalten „habe, verwickelt mich in neue Verdrüß„lichkeiten. Meine Familie verlangt, daß

„ich, einer Angelegenheit wegen, welche „meine persönliche Gegenwart unumgäng„lich nothwendig macht, sogleich in meine „Vaterstadt kommen soll. — Wie doppelt „unglücklich mich diese Trennung macht, „kann nur ein liebendes Herz, wie „das meinige, empfinden. Nicht, als „ob ich Willens gewesen wäre, dem „Verbot, welches Sie mir aufgelegt ha„ben, und welches ich zu ehren verbun„den bin, zuwider zu handeln; aber ich „wäre doch wenigstens in Ihrer Nähe ge„wesen; ich hätte Ihnen öfter schreiben, „öfter Antwort von Ihnen erhalten, und „alles, was Sie betrift, leichter und schnel„ler erfahren können. Verzeihen Sie, wenn „ich es wage, Sie jetzt mehr, als jemals, „an unsre Liebe zu erinnern, an eine Lie„be, welche nicht strafbar seyn kann, da „Sie ihr in Ihrem Herzen Platz gegeben „haben. — Leben Sie wohl! Jede Mi-

„nute ist mir jetzt zugezählt. Ein längerer „Brief soll Sie Morgen für diesen kurzen „schadlos halten. Bieten Sie jetzt alle Ih„re Standhaftigkeit auf; die meinige wird „nur durch die Hoffnung gestützt, daß Sie „mich noch lieben."

Eduard hielt Wort. Am folgenden Tage erhielt Hannchen einen Brief von ihm, worin er ihr alle Umstände der Angelegenheit, die seine Reise veranlaßt hatten, schrieb; Umstände, die man mir zu übergehen erlauben wird, da sie zu meiner Geschichte nicht wesentlich sind. Sie suchte so viel zu gewinnen, ihm zu antworten, und öffnete ihm ihr ganzes Herz mit der reizenden Freimüthigkeit der jugendlichen Unschuld. Sie schrieb ihm viel von ihrer ängstlichen Besorgniß für ihren Vater; — aber mit einem Herzen voll Liebe gegen den Geliebten; und diese vermischten Ergießungen der kindlichen Zärtlichkeit und der Liebe er-

leichterten gewissermaßen ihren Kummer und beseelten ihren sinkenden Muth.

So unermüdet indessen das liebenswürdige Geschöpf in Beobachtung ihrer Pflichten für die Pflege ihres leidenden Vaters war, so zeigte es sich doch bald, daß ihre Stärke nur eine Art convulsivischen Kampfes war, und daß sie unter einer so harten Anstrengung nicht lange aushalten konnte. Sie fühlte es auch bald selbst; was sie aber am meisten schreckte, war nicht sowohl der Gedanke, ihre eigene Gesundheit zu zerstöhren, als ihrem Vater nicht mehr die so nothwendige Sorgfalt beweisen zu können, welchen sie jetzt unter seinem vielfachen Elende zu erliegen im Begriff sah.

Ungeachtet aller Hülfe, welche der unglückliche Seebach von seiner vortreflichen Tochter erhielt, und alles Trostes, welchen die leztere in den Gefühlen einer tugendhaften Liebe fand, schien ihr beiderseitiges Un-

glück doch jetzt den Gipfel erreicht zu haben, wo die Verzweiflung gewöhnlich ihren schwarzen Sitz in der Seele aufschlägt. — Doch, die verfolgte Tugend findet doch auch zuweilen großmüthige Vertheidiger, welche die menschliche Tugend bis zu ihrer edelsten Stufe, dem Heroismus, erhöhen. Und diese Seligkeit hatte die Vorsehung für Hannchen und ihren Vater aufbewahrt!

Eben war sie eines Tages im Begriff, dem Unglücklichen einige nothwendige Bedürfnisse ins Gefängniß zu bringen, als er selbst — man denke ihr von Schreck und freudiger Ueberraschung gemischtes Staunen! — zur Thür hereintrat und ihr um den Hals fiel! — — Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen; sie fürchtete, es sey nur eine süße, aber augenblickliche Täuschung. — „Sind Sie es — sind Sie es wirklich, den ich sehe — und sind frei?“

frei?" rief sie endlich, nach einer langen Pause.

„Ja!" antwortete der würdige Mann; „ich bin es, bin frei, ganz frei!" — —

„Setzen Sie sich, lieber Vater! ruhen Sie aus, und wenn Ihre Kräfte es Ihnen erlauben, so erzählen Sie mir, wer Sie, meinen Thränen, mir wiedergegeben hat?"

„Ein Mann — ein Engel kam, mir meine Fesseln abzunehmen; aber — kannst Du es wohl glauben, meine Tochter? — es geschah nur dadurch, daß er selbst meinen Platz einnahm. Er bleibt an meiner Statt im Gefängniß. — Anfangs verwarf ich zwar sein Anerbieten; allein endlich sah ich mich genöthigt, seinen dringenden Bitten und Vorstellungen, die zu bekämpfen ich nicht vermochte, nachzugeben. Selbst Du, mein Kind, würdest durch die Wärme, die Güte, die unwiderstehliche Gewalt seiner Gründe überwunden worden seyn. — An

seiner Freiheit, sagte er, sei jetzt weder ihm selbst noch seiner Familie das geringste gelegen, dahingegen die meinige für mich schlechterdings nothwendig sey, um mich in den Stand zu setzen, meine Ehre zu retten und meine zerrütteten Umstände wieder herzustellen. Sie können sich's nicht vorstellen, fuhr er fort, wie sehr ich Ihnen verbunden seyn werde, wenn Sie meine Wünsche erfüllen. Sie werden dann mein Wohlthäter seyn. Ich habe schon alles mit Ihren Gläubigern in Richtigkeit gebracht; selbst der harte Reinhold hat in meine Vorschläge gewilligt, und Sie wollten unerbittlicher seyn, als er? Mit einem Worte, weder Sie noch Ihre Tochter können länger die Last einer solchen Gefangenschaft ertragen; und Sie können sich nicht weigern, sie zu verlassen, ohne die Sorge für Ihr Leben und Ihre Ehre hintanzusetzen und ein Kind zu Grunde zu richten, das

Sie anbetet und Ihrer zärtlichsten Liebe so werth ist."

„Ach, gutes Hannchen! ich schauderte bei diesen Worten. Sie überwältigten mich. Ueberdem versicherte er mich, daß ich auf keine andere Weise meine Freiheit wieder erlangen könne, und daß er überzeugt sei, seine Gefangenschaft werde nur wenige Tage dauern."

„O, mein Vater! — fiel ihm hier Hannchen, von Dankbarkeit glühend, ein — lassen Sie mich hineilen und mich diesem edlen Mann zu Füßen werfen."

„Nein, gutes Kind! er hat mir die größte Verschwiegenheit anbefohlen, und selbst der Gefangenwärter mußte ihm versprechen, die ganze Sache geheim zu halten. Ich habe ihm mein Wort gegeben, daß wir nicht eher zu ihm kommen wollen, als bis er uns rufen läßt. Vielleicht ist diese Geheimhaltung die einzige Bedingung ge-

wesen, unter welcher der harte Reinhold in meine Freiheit willigte; vielleicht wünscht er, daß dies für eine Handlung der Großmuth angesehen werde, was allein schändliche Rechnung seines Geizes ist, indem er blos einen Gefangenen, welchen der Tod ihm vielleicht in wenigen Tagen entrissen haben würde, gegen einen Mann vertauscht hat, dessen Jugend und Rüstigkeit ihm in jedem Betracht besser für die Bezahlung seiner Schuld bürgen. Gedulde dich daher, meine Tochter! und sollte die Gefangenschaft dieses edelmüthigen, seltenen Mannes länger dauern, als er mich zu überreden wußte, dann will ich selbst hin und ihn entweder frei machen, oder nimmer ohne ihn das Gefängniß verlassen!"

Und nun überließen diese beiden gefühlvollen Herzen sich einer wechselseitigen Freude, so sehr sie auch durch den Gedanken, daß ihr Befreier, ihr Wohlthäter für

sie leide, geschwächt wurde. In doppelt seligem Genusse verstrich dem guten Alten der heutige Abend; kein grämlicher Kerkermeister unterbrach durch das dumpfe Geklirre der Schlüssel seine Ruhe, und schreckte ihn durch das grauserliche Knarren der verrosteten Thürangeln aus seinen süßen Träumereien auf. Seit vielen Tagen bestieg er zum erstenmal wieder, gestärkt durch die Hoffnung einer glücklichen Zukunft, sein lange einsam gestandenes Lager. —

Kaum aber hatte das ängstlich besorgte Hannchen den Vater zur Ruhe gebracht, so glaubte sie ihrer eigenen einige Augenblicke abbrechen zu können, um sich mit ihrem geliebten Eduard zu unterhalten. Sie meldete ihm, daß ihr Vater jetzt in Freiheit sei, erzählte ihm alle Umstände dieses unerwarteten Glückes, und bat ihn, nach den zärtlichsten Versicherungen ihrer Liebe, seine Rückkehr zu beschleunigen.

Mehr als je hielt das gute Mädchen es jetzt für ihre Pflicht, dem Vater am folgenden Morgen ihre Liebe zu Eduard zu entdecken. Aber der ungewöhnliche Ernst, der heute auf seinem Gesichte herrschte, schreckte sie zurück. „Setze Dich zu mir, meine Tochter! „begann er nach einer ängstlichen Pause, und schien sie mit einem wehmüthigen Blick zu mustern," ich habe Dir etwas sehr wichtiges zu sagen. So eben komme ich von meinem edlen Befreier, der mich zu sprechen verlangte. Mein Herz war voll und ergoß sich in Dankbarkeitsbezeigungen gegen ihn. — „Ach, unterbrach er mich, wenn Sie wirklich glauben, daß Sie mir einigen Dank schuldig sind, so steht es in Ihrer Macht, es auf eine Art zu beweisen, die mir eine ewige Verbindlichkeit auflegen wird! Er bat mich jetzt um diese Belohnung; eine Belohnung, von welcher, wie er sich ausdrückte, sein

ganzes Glück abhänge. Was er wünschte, wünschte er mit Mißtrauen gegen sich selbst, mit größter Bescheidenheit. Aber er verlangte viel, sehr viel, mein gutes Hannchen! Du bist ihm nicht unbekannt; er hat Dich sehr oft gesehen; kurz, er bittet um Deine Hand. Kannst Du mir verzeihen — und hier schloß er sie in seine Arme — daß ich sie ihm versprochen habe? Unmöglich konnte ich ihm, ohne die größte Undankbarkeit zu begehen, seine Bitte abschlagen. Ich gab ihm mein Wort!" —

Welch ein Donnerschlag für Hannchens zärtliches Herz! In dem Augenblick, da sie ihre geheime Liebe entdecken will, findet sie einen Nebenbuhler; und dieser Nebenbuhler ist der Retter ihres Vaters! Sie machte nicht die geringste Einwendung, sagte kein Wort; aber ihre Gesichtsfarbe verrieth den innern Zustand ihrer Seele, und nöthigte sie das Zimmer zu verlassen.

Seebachs Aufmerksamkeit entging dieser plözliche Eindruck nicht. Er ließ ängstlich und von Gram niedergebeugt, nach ihrem Befinden forschen, vermied aber sorgfältig, sie selbst zu sehen oder zu sprechen, um sie nicht durch eine zu frühzeitige Erklärung noch härter anzugreifen.

Welch ein Abend für das geliebte Mädchen! und welch eine Nacht hatte sie noch zu überstehen! Kein Schlaf kam in ihre Augen, und die schmerzhaftesten Krämpfe folterten ihr Herz. Bald rufte sie ihren Geliebten, um ihr beizustehen; bald dachte sie sich den Gram, worin sie den besten und geliebtesten der Väter stürzen würde, wenn sie ihm ungehorsam sei — „Aber — dachte sie einen Augenblick nachher — wie kommt denn dieser Mann, den ich nicht kenne, auf den Gedanken, mich zu seiner Frau — zu seinem Opfer zu begehren? Was hat er für ein Recht, auf mich An-

spruch zu machen? — Was er für ein Recht hat? Er hat ja meinem Vater den wichtigsten Dienst geleistet. Bin ich ihm dafür nicht alles schuldig? kann er nicht alles von mir fordern?" —

In diesem Augenblick hielt sie sich für fähig, ihrer Pflicht, wie sie es nannte, Genüge zu thun; und sie entsagte der Verbindung mit Eduard. „Aber wie! — rief sie einen Augenblick nachher — meinem Eduard sollte ich entsagen? Was hat er gethan, daß er durch mich unglücklich seyn soll? Für welches Verbrechen habe ich ihn zu strafen? —"

Hier weinte sie bitterlich. — Nach diesem schmerzhaften Kampfe zwischen Natur und Liebe, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und rief in der Angst der Verzweifelung: „Ja! hättest du dich dieser unseligen Leidenschaft nicht überlassen, so würdest du eine treue, liebevolle Tochter gewesen seyn;

würdest deinen Vater, der es so gut mit dir meint, nicht gekränkt haben! — Ach, der Gram wird ihn tödten! Wohlan, ich muß meiner eigenen Glückseligkeit entsagen; bisher war meine Liebe unschuldig; heute wird sie strafbar." —

Nach diesen Worten bot sie alle ihre Kräfte auf, schrieb einen wehmüthig-zärtlichen Brief an den Geliebten, benachrichtigte ihn von dem Opfer, welches zu bringen sie gezwungen sei, und bat ihn mit allen Gründen der Vernunft, seiner Liebe zu entsagen. Thränen nezten jeden Buchstaben; aber sie blieb standhaft, siegelte und schickte ihn sogleich auf die Post.

Nun eilte sie zu ihrem Vater, um ihn des gestrigen Vorfalls wegen um Verzeihung zu bitten.

„Mein Vater!" sagte sie; „wenn ich gestern einigen Widerwillen gegen diese Heurath bewies, so hat jezt die Vernunft mei-

ne Aengstlichkeit besiegt und mich zu meiner Pflicht zurückgeführt. Ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen."

Diese Worte gaben dem guten Alten die verlorne Ruhe wieder; doch war er wegen des Herzenszustandes seiner Tochter nicht ohne Sorge. — „Ich hoffe nicht, mein gutes Kind! „entgegnete er," daß Du bei diesem Gehorsam Dein eignes Glück und die Zufriedenheit Deines künftigen Lebens der meinigen aufopferst." — —

„Nein, nein, mein Vater!"

Und jezt gingen beide zum Gefängniß; aber Hannchen wie ein Opferlamm, das sich dem tödtlichen Messer nähert. — Die Thüre öffnet sich; sie geht mit ihrem Vater hinein, und wagt es nicht, die Augen aufzuschlagen. — Plötzlich stürzt Jemand zu ihren Füßen; und nun kann sie nicht vermeiden, ihren Blick auf den Unbekannten fallen zu lassen. Aber, o Himmel! sie sieht

— sie erkennt in ihm — ihren Eduard selbst! —

Schreck und Freude beraubten sie ihrer Sprache. — „Ja — rief der edle Geliebte — es ist Ihr Eduard, der nie aufhören wird, Sie zu lieben. Hier lieber Seebach, nehmen sie dieses Papier, welches von allen Ihren Gläubigern unterzeichnet ist. Ihre Sachen sind völlig wieder in Ordnung. Ich konnte nicht eher daran denken, von meinem Glück zu sprechen, als bis das Ihrige vollkommen befestigt war. Alles ist jezt, und ich hoffe zu ihrer Zufriedenheit, abgemacht. Lassen Sie uns nun unser Glück gemeinschaftlich genießen!" — —

In wenig Wochen ward Hannchen seine Gattin.

Ferdinand Tiefensee.

Von dürftigen Eltern entsprossen, welche ihm überdies noch bald nach seiner Geburt ein grausames Geschick entriß, wurde Ferdinand Tiefensee früh in die Welt hinausgestoßen, wo er alle Augenblicke in Gefahr war, von der Menge der Uebrigen zu Boden gedrückt zu werden. Seine Neigung zu den Wissenschaften brachte ihn zu dem Entschluß, zu studiren; er achtete nicht Armuth, nicht Hunger, nicht Verachtung der Uebrgjen, und sein Fleiß, der,

unter dem Drucke seiner traurigen Lage, nur noch anhaltender und strenger wurde, verschafte ihm bald eine Menge der ausgezeichnetesten Kenntnisse. Er glaubte jezt, ohne zu erröthen, sich um ein kleines Aemtchen bewerben zu dürfen; allein kalt wieß man ihn zurück, und er mußte es ganz fühlen, welche ungeheure Arbeit es demjenigen sey, welcher arm und niedrig, ohne Gönner und Vermögen, blos durch eigene Kraft und eigenes Verdienst, Anspruch auf Glück zu machen gedenkt. Doch alle mislungenen Versuche trugen nur dazu bei, seinen Muth zu befeuern und sein Ausdauern zu befestigen; bis ihm endlich nach der entkräftendsten Anstrengung und der unsäglichsten Mühe gelang, sich durch alle unzähligen Hindernisse, die Chikane und Kabale ihm in den Weg warfen, hindurch zu arbeiten; bis er endlich durch seine Standhaftigkeit sich vom gemeinen

Schrei-

Schreiber eines Schreibers zum Aktuarius in M. empor hob.

Jezt athmete er zum Erstenmal in seinem Leben wieder aus freier Brust, und segnete sein Geschick, das ihn endlich so weit gebracht hatte, um die schwere Bürde der Armuth von seinen Schultern zu wälzen, und nun im ungestöhrten Genusse einer beneidenswerthen Zufriedenheit seine Tage zu verleben.

Bis jezt hatte Ferdinand noch nie den Zauber der Liebe empfunden; sein Herz hatte sein einziges Glück in den süßen Gefühlen gefunden, welche das edle Bewußtsein der sorgfältigsten Erfüllung seiner Pflichten ihm gewährte; aber jezt kam Amalie, die Tochter des Amtmanns, ein schönes, sanftes, achtzehnjähriges Mädchen, aus B. zurück, wo sie bei ihrer Tante einige Jahre zugebracht hatte, — und jezt machte er plötzlich die Bemerkung, daß

noch eine Leere in seinem Innern sei, welche Amaliens Liebe allein auszufüllen vermöge. So sehr aber auch stündlich sein Herz feuriger stürmte, und seine Neigung zu Amalien wuchs, so schmeichelte er sich dennoch immer mit der Hoffnung, daß dieselbe nichts als eine schnellauflodernde Flamme sei, die eben so schnell wieder verlöschen würde, als sie entstanden war. Als er aber vom Gegentheil überzeugt wurde, beschloß der Edle sogleich, diese Leidenschaft, ehe sie seiner ganz Meister würde, früh zu ertödten, Amaliens Anblick zu vermeiden, und in doppelter Anstrengung seiner Pflichten dieselbe zu vergessen. — So schwer es ihm auch wurde, so blieb er dennoch seinem Vorsatz treu, und kam seitdem immer seltener und nur dann in den freundschaftlichen Zirkel des Amtmanns, der ihn als Sohn schätzte und liebte, wenn er Amalien abwesend wußte.

Diese plötzliche Veränderung in seinem Betragen, fiel dem biedern Manne auf. Mit sichtbarem Erstaunen fragte er ihn um die Ursache dieser plötzlichen Absonderung; und so sehr sich Ferdinand auch bemühte, einige erdichtete Ursachen als Entschuldigung anzubringen, so konnte er ihm doch nicht den Argwohn benehmen, daß er durch irgend Jemand aus seiner Familie beleidigt worden sei, und sah sich endlich genöthigt, seinen dringenden Bitten nachzugeben und seinen Entschluß zu brechen.

Alles gerieth nun wieder auf den alten Fuß; seine Besuche wurden fortgesezt und die Leidenschaft für Amalien griff immer mächtiger in seinem Herzen um sich. — Amalien entging es nicht, wie genau der edle, sanfte Jüngling mit den Gesinnungen ihres Herzens übereinstimmte, und sie gewöhnte sich so sehr an seinen Umgang, daß sie nie von seiner Seite kam, ihn stets

auf seinen einsamen Spaziergängen begleitete und durch seine richtigen Urtheile und feinen Gefühle für das wahre Schöne der Natur, immer mehr an ihn gefesselt wurde.

Ferdinand verschloß seine Leidenschaft noch in seinem Busen; doch diese Unentschlossenheit wirkte mächtig auf seinen Körper und seine Gesundheit, und der blühende Jüngling schwand dahin, wie ein Schatten, und glich der Rose, die kaum noch entfaltet, schon von den Stichen eines giftigen Wurms benagt wird. — Als aber eines Tages Amalie zärtlicher als je, mit Thränen im sanften Auge, in ihn drang, ihr die Ursache seines geheimen Kummers zu entdecken — da schwand Ferdinands Standhaftigkeit; er gestand ihr seine Liebe, und genoß das unerwartete Glück, sie mit aller Zärtlichkeit erwiedert zu sehen. —

Ferdinands Entzücken war ohne Grenzen, er schwamm in einem Meer unnenn-

barer Seeligkeit, und war in kurzer Zeit ganz wieder der sanfte, blühende Jüngling, der zärtliche Freund, und was noch mehr, auch der beneidenswerthe Glückliche, im Arm seines unaussprechlich geliebten Mädchens. Froh und glücklich hüpfte er an ihrer Seite durchs Leben, und selige Zufriedenheit folgte jedem seiner Schritte. — Amaliens edler Vater genoß seines Freundes Glück mit diesem zugleich, und liebte seine Tochter jezt mit verdoppelter Vaterzärtlichkeit, da ihre Neigung seinen Wünschen so sehr zuvorgekommen war. —

Ein Jahr war Ferdinand bereits im vollsten Genusse eines in aller Rücksicht beneidenswerthen Glückes vorübergeschwunden, als für die beiden kleinern Kinder des Amtmanns ein Hofmeister aus G. ankam, der diesem, seiner Geschicklichkeit wegen, von einem dortigen Freunde sehr dringend empfohlen worden war. —

Wernig, so nannte er sich, war ein schöner, junger Mann; sein Körper und sein Gesicht war schön und regelmäßig geformt, und in sein schwarzes, feuervolles Auge durfte nicht leicht ein Mädchen ungestraft blicken. Aber leider lag unter dieser schönen Aussenseite eben nicht die beste Seele verborgen. Besonders waren Eigennutz und Wollustdurst die hervorstechendsten Züge seines Karakters, und beide zu befriedigen, war ihm nichts zu heilig, das er nicht mit Füßen getreten hätte. Manche geopferte weibliche Tugend schrie wehe über ihn, und mancher Rechtschaffene fluchte seines Eigennutzes. Sah er ein Mädchen, das ihm gefiel, so bewarb er sich sogleich um ihre Gunst, was ihm, als einem feinen Kenner des weiblichen Herzens, der jede Triebfeder kannte, welche dasselbe am leichtesten in Bewegung zu setzen fähig war, nicht schwer fiel, schmeichelte ihrer Schön-

heit und heuchelte ihr Liebe; hatte er dann endlich seinen Zweck erreicht und seine Begierden in ihrer Umarmung übersatt genossen, so lachte er der Leichtgläubigen im Arme einer Andern, und wußte es stets listig genug einzuleiten, daß er der Betrogene, die Verführte aber der beleidigende Theil scheinen mußte. —

Dieser, in jedem Betracht gefährliche, Jüngling kam also jezt in M. an; und kaum hatte er die gute, schuldlose Amalie gesehen, als auch sogleich sein Plan für die Zukunft entworfen war. — Mit schadenfrohem Entzücken bemerkte er, wie das sanfte, schmachtende Auge des Mädchens mit Wohlgefallen auf ihm zu verweilen und ein halb unterdrückter Seufzer sich aus der gehobenen Brust zu stehlen schien, welches seine Absicht und seinen Muth noch mehr beflügelte und anfeuerte. Es war ihm ein Leichtes, dem unbefangenen Herzen der gu-

ten Amalie ihre Lieblingsneigung zu entlocken, und nach derselben seine Maaßregeln zu nehmen; allein diese blieb immer noch das liebevolle, zärtliche Mädchen gegen ihren Jüngling, und sprach stets mit Entzücken von ihrer nahen Verbindung mit ihm. —

Ein weitläuftiger Anverwandter Ferdinands, den er nur erst kürzlich hatte wieder kennen lernen, indem er ihn schon längst für todt gehalten hatte, starb, und sezte ihn zum Erben seines ansehnlichen Vermögens ein, welches er durch vieljährige Mühe und Anstrengung als Kaufmann in Indien erworben hatte. — Um diese Erbschaft zu holen, war Ferdinands persönliche Gegenwart erforderlich, und so sehr er sich auch dieser Nothwendigkeit widersezte, so mußte er ihr doch endlich nachgeben, und sich aus den Armen seiner Lieben auf einige Zeit trennen.

Noch in der lezten feurigen Umarmung des bänglichen Abschieds, ermahnte Ferdinand seine Amalie, sich in allem unbesorgt seinem Freund Wernig — der sich auch in seinem Herzen festzusetzen und sein gänzlich unbeschränktes Vertrauen zuzueignen gewußt hatte — zu überlassen, und gewiß versichert zu sein, daß er, wie er selbst, für ihr Bestes und ihr Glück stets bedacht sein würde, und schied voll Vertrauen auf seines Mädchens Treue und Wernigs Freundschaft unbesorgt aus ihren Armen.

Kaum war Ferdinand fort, so sann Wernig auch eifrig auf Pläne, die den Sturz derer beschleunigen sollten, die ihn so herzlich liebten; denn ungenutzt durfte er diesen wichtigen Zeitpunkt nicht vorbeistreichen lassen, wenn er seine Absicht erreichen wollte. — Von nun an war er Amaliens steter Begleiter auf jedem ihrer Schritte, sagte ihr eine Menge Schmeicheleien,

die aus einem Munde, wie dem seinen, doppelt verführerisch waren, und Amalie — blieb, bei aller ihrer Sanftheit und Gutherzigkeit, immer ein Weib und hörte sie gern. Keinen Kunstgriff ließ der listige Verführer unversucht, jede Mine wurde gesprengt, bis ihm endlich seine teuflische Absicht gelang, und das unerfahrne, unbefangene Mädchen sank, ehe sie selbst es noch einmal ahndete.

Gleich anfangs hatte Wernigs schöne Gestalt, sein edler Wuchs, seine reizende Bildung und feine Lebensart, einen starken Eindruck auf ihr Herz gemacht und sie zur stillen Bewunderung gezwungen; bis endlich, durch des scharfsichtigen Heuchlers Bemühung, der schwache Funke zur hellen Flamme ausbrach. Stufenweise führte der Niederträchtige sie unbemerkt durch schlaue Verführungskunst, von stiller Bewunderung zur Hochachtung, bis zur feurigsten

Liebe und dadurch ihrem Unglück näher, bis sie mit Schrecken die Bemerkung machte, daß die Neigung, welche sie für Wernig empfunden, nichts als warme, thätige Freundschaft gewesen war. Im Stillen beweinte das arme Mädchen jezt ihre Voreiligkeit, denn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Liebe hing sie an dem Verführer, welcher nun alles anwendete, um das Feuer ihrer Leidenschaft auf den höchsten Gipfel zu bringen, und nachdem er mit teuflischer Freude den guten Erfolg seiner Bemühungen erkannte, gänzlich wieder in die Schranken der Freundschaft und Ehrfurcht zurücktrat, und ein kälteres, gezwungeneres Betragen gegen sie affektirte, weil er gewiß war, daß dies Benehmen der ganzen Sache nunmehr die schleunigste erwünschte Wendung geben würde. —

Zitternd blickte jezt die arme Getäuschte der nahen Zurückkunft Ferdinands ent-

gegen, der nicht unterließ seine Geschäfte aufs schleunigste zu betreiben, um desto früher in die Arme der Geliebten zurückeilen zu können. Es gelang ihm, und auf den Flügeln der Sehnsucht und Liebe eilte er nun dem friedlichen M. zu. Aber Amaliens Herz klopfte mächtiger, und aus der beklommenen Brust preßten sich schwere Seufzer empor. Wernig entgingen alle diese Bewegungen nicht; aber er schwieg, bis endlich Amaliens Thränen, als er sich eben mit ihr allein befand, unaufhaltsam über die Wangen herabflossen.

Wernig. (indem er Amaliens Hand faßt und sanft an sein Herz drückt) Amalie! Sie weinen? — Darf ich wohl nach der Ursache Ihrer Thränen fragen?

Amalie. (schweigt und ihre Thränen fließen häufiger.)

Wernig. (mit einer verstellten Thräne im Auge und zärtlicher Stimme) Ama-

lie! — Bei Gott, diese Thränen ertrag ich nicht! — Sein Sie aufrichtig! Bin ich nicht Ihr Freund? — Sind Sie unglücklich?

Amalie. (sinkt mit allem Ausdruck des Schmerzes an seinen Busen und weint heftiger) Ja!

Wernig. Wie! Sie, die in Kurzem die ganze Fülle der Seeligkeit im Besitz Ihres Geliebten erwartet, Sie sollten unglücklich seyn? Unmöglich!

Amalie. (verbirgt ihr Gesicht.) Ach Wernig! — Eben darin liegt die Ursache meines Unglücks.

Wernig. (mit allen Zeichen der Verwunderung) Wie Amalie? — Versteh' ich Sie recht? — Ach, theures Mädchen! lassen Sie mich alles wissen!

Amalie. Ja, ich will, ich muß Ihnen mein Herz entdecken. Ich vermag es nicht mehr, die Leiden, die meine Seele so

qualvoll drücken, allein zu tragen. Sie sollen alles wissen, und sollte auch dann Ihre Verachtung mich treffen.

Wernig. Amalie! rathe ich recht? Sie lieben Ferdinand, nicht mehr!

Amalie. Ich glaubte ihn anfangs zu lieben; ich träumte mich selig in seinem Besitz; aber — zürnen Sie nicht, verachten Sie das schwache Mädchen nicht — ich sah Sie, — und verschwunden war mein Traum!

Wernig. (stellt sich äußerst erstaunt) Amalie!

Amalie. Jezt wissen Sie alles. Ich liebe Sie innig und warm, ich kann nicht von Ihnen lassen — (schmiegt sich schaamvoll fester an ihn an.)

Wernig. (küßt sie mit Feuer) Dank Dir, Amalie! — Dein Bekenntniß macht mich zum glücklichsten Menschen. Wisse: auch ich liebe Dich unaussprechlich. Dein

erster Anblick raubte mein Herz auf immer, und Dein Besitz allein kann mir die verlorne Ruhe wieder schenken, so wie mich die Unmöglichkeit grenzenlos unglücklich machen würde.

Amalie (mit feurigem Entzücken an seinen Lippen hängend) Karl! mein Karl! ists möglich? Darf ich Dir trauen? — Du liebst mich, hassest, verachtest das schwache Mädchen nicht? —

Wernig. Ich Dich hassen, Engel, Dich? O, ich bete Dich an, verehre Dich wie eine Heilige; aber —

Amalie. Stille! Kein aber jezt! — Laß mich wenigstens einige Augenblicke noch den süßen Traum, von Dir geliebt zu werden, träumen. —

Wernig. Und doch erheischt es meine Pflicht, Dich aus diesem Traume zu wecken. — Hast Du vergessen, daß

Ferdinand Dein Verlobter ist? Daß Dein Ferdinand mein Freund ist?

Amalie. Ha, Grausamer!

Wernig. Sei standhaft, Amalie! Laß uns eine Leidenschaft bekämpfen, die uns nur unglücklich machen würde.

Amalie (unter heißen Thränen) Karl! Du liebst mich nicht.

Wernig. Bei Gott! Diese Kränkung verdiene ich nicht. Ach, ich liebe Dich mehr, als Worte es auszusprechen vermögen, werde ewig Dich lieben, grenzenlos elend seyn ohne Deinen Besitz; aber — lieber elend und unglücklich, als treulos gegen meinen Freund.

Amalie. Karl! Du hast eine große Seele! — Ich vermag es nicht, sie zu erreichen.

Wernig. Du kannst es, Du wirst es, wenn Du nur ernstlich willst. Der Allmächtige wird Dir beistehen, diese Leidenschaft

denschaft zu ertödten, deren Fortdauer Verbrechen wäre.

Amalie. Verbrechen? — Verbrechen, sagst Du? — Sei es, mag meine Liebe zu Dir auch Sünde seyn; ich kann nie diese Sünde aufgeben. —

Auf diese und ähnliche Art suchte der listige Heuchler allen Schein der Untreue und allen Antheil an dem Verbrechen zu vermeiden, und durch seine dem Anscheine nach widerstrebende Tugend, Amaliens Leidenschaft immer neue Nahrung zu geben, die bereits zu einem zu hohen Grade gestiegen war, um sie wieder ausrotten zu können. Er suchte nun bis zu Ferdinands Rückkunft ihren geheimen Umgang zu vermeiden, und sah mit teuflischer Schadenfreude, welche erwünschte Wirkung dies Benehmen hervorbrachte; ungerührt sah er ihre Thränen fließen und freute sich ihres Schmerzes.

Amaliens Herz litt jezt namenlose Qualen, wenn sie an Ferdinand dachte, dessen einziges Glück sie, wie sie wohl wußte, ausmachte; wenn sie dachte, wie grenzenlos elend ihn der Verlust ihrer Liebe machen würde. Oefters trat dann der feste Vorsatz vor ihre Seele, mit Aufopferung ihres eigenen Glücks sein Glück zu machen; allein ein einziger Gedanke an Wernig vernichtete sogleich ihren ganzen Vorsatz wieder. — Von allen Seiten sah die Arme ihr Herz bestürmt, ohne sich rathen oder helfen zu können; einsam schlich sie weinend umher, und seufzte den Felsen und dem Widerhall ihre Leiden.

Auf Flügeln der Liebe näherte sich indeß Ferdinand dem Orte, welcher in Amalien sein ganzes Glück umschloß. Schon träumte er sich Seeligkeit in ihren liebenden Armen; schon sah er sie im Geist entzückt entgegeneilen und sich mit Wonnegefühl in ihre

Arme drücken; schon fühlte er die Glut ihrer feuervollen Küsse, die Wonne ihrer zärtlichen Umarmung; schon unterhielt er sich mit ihr in süßen Gesprächen der Liebe und fühlte sich grenzenlos glücklich. — Armer Jüngling! wie schrecklich wird dein Erwachen seyn!

Jezt sah er bereits die Thürme, von der Abendsonne vergoldet, in der Ferne schimmern, und seine Verwunderung stieg immer höher und trieb ihm ängstlich den Busen empor, als er seine Geliebte, die ihm doch so gewiß entgegen zu kommen versprochen hatte, überall vergebens suchte, und sich ihr Ausbleiben nur durch eine Krankheit erklären konnte. — Der Wagen rollte ins Dorf, und Wernig trat ihm hier entgegen. „Um Gotteswillen!“ — rief Ferdinand ängstlich besorgt — „Was macht Amalie? — Warum kommen Sie allein?“ — Wernig berichtete ihn von

ihrem Wohlbefinden, und Ferdinand bat seinen Freund, ihr nichts von seiner Ankunft zu melden, um sie unvermuthet desto angenehmer überraschen zu können. Unbemerkt gelangte er in seine Wohnung, und eilte nun ohne Verzug, wohin sein Herz ihn rief.

Ohne von irgend jemand gesehen zu werden, trat er in des Amtmanns Zimmer. Amalie erblickte ihn zuerst, und sank mit einem lauten Schrei auf den Stuhl zurück. Mit offenen Armen eilte Ferdinand auf sie zu und drückte mit zärtlichem Ungestüm sie an sein Herz. Jeder kältere Beobachter würde das erkünstelte Entzükken auf ihrem Gesichte bemerkt haben; aber er war zu sehr von Freude und Entzücken trunken, als daß ihm dieser Zwang hätte auffallen können. — Aller Herzen durchströmten die süßesten Gefühle der Wonne und Freude; nur Amaliens Herz ver-

schloß sich ihren sanften Ergießungen. Mit sichtbarer Freude nahm sie zwar die kostbaren Geschenke als Merkmal seiner Liebe aus seiner Hand an, die er an sie und an die übrigen aus der Familie vertheilte, und dankte ihm mit einem seelenvollen Kusse dafür; aber die bange Thräne im Auge zeugte nur allzu deutlich, wie sehr der Gedanke ihrer eignen Unwürdigkeit sie darniederdrücke.

Als aber am folgenden Tage das Blut wieder etwas ruhiger durch seine Adern strömte und das erste Feuer seiner Wallungen sich gelegt hatte — da fiel ihm Amaliens Bläße und die gänzliche Veränderung ihrer Gestalt und ihres Betragens gegen ihn auf. Dies durchbebte ihn schrecklich; doch suchte er sich zu fassen und schwieg. Er bat um ihren Arm, und durchstrich mit ihr ihre sonstigen Lieblingsgegenden, und mit zunehmender Aengstlichkeit sah er,

wie sie zitternd an seinem Arm hing und furchtsam ihren bethränten Blick zu Boden senkte, wenn sein forschender ihr begegnete. Dies, nebst dem fühlbaren ängstlichen Klopfen ihres Herzens gab ihm bald volle Gewißheit seiner schrecklichen Vermuthung; und kaum war er mit ihr in die väterliche Wohnung zurückgekehrt, als er auch sogleich auf sein einsames Zimmer eilte, um hier seinem Kummer und seinen Thränen freien Lauf zu lassen.

Sorgfältiger beobachtete er nun Amalien täglich aufmerksamer, denn noch immer suchte ihm sein liebendes Herz allen Argwohn zu benehmen; aber ihre verstohlenen Blicke auf Wernig, ihre sichtbare Angst, wenn sie sich von ihm bemerkt sah, der Zwang, mit welchem sie seine zärtlichen Liebkosungen erwiederte, und sich an seinen Arm hing, wenn er mit ihr die lachenden Fluren durchstrich, benahmen ihm bald al-

len Zweifel. Aber er wollte völlige Gewißheit haben. Zärtlich schloß er sie daher eines Tages plötzlich in seine Arme und überraschte sie mit der unvermutheten Frage: „Amalie, liebst du mich noch?“ —

Wie vom Donner getroffen stand Amalie da; die Erde schien unter ihr zu weichen und sie zu verschlingen, und mit einem verrätherischen Thränenstrom sank sie an seine Brust und verbarg ihr Gesicht an seinem Herzen.

Ferdinand. Was ist das, Amalie? Du weinst — Du zitterst — Du suchst dich ängstlich vor meinen Blicken zu verbergen! — Ha! so ist denn meine fürchterliche Ahndung Gewißheit; — Du liebst mich nicht mehr! — —

Amalie. (ist nicht im Stande etwas zu ihrer Entschuldigung vorzubringen, und schmiegt sich immer fester an ihn. Nach ei-

ner Pause) Ach, Ferdinand! bedaure mich. — Ich bin unaussprechlich elend.

Ferdinand. (wischt sich eine Thräne aus den Augen, und bietet alle seine männliche Standhaftigkeit auf) Nein, Amalie! das sollst Du nicht seyn! — Trockne deine Thränen und sey ruhig. Du kennst ja mein Herz, weißt, wie heiß es Dich liebt, wie es nichts sehnlicher wünscht, als Dein Glück — Du sollst auch jezt noch den Beweis davon sehen. — Daß Du mich nicht mehr liebst, sagte mir schon Deine erste Umarmung; — wohl; (mit einem tiefen Seufzer und beklommener Brust) um Dich glücklich zu wissen, entsage ich Deiner Liebe auf immer, mache auf nichts weiter Anspruch, als auf Deine Freundschaft. Und diese wirst Du doch dem armen Ferdinand nicht versagen? — In diesem lezten Abschiedskusse unserer Liebe, vergiß den Ge-

liebten, und schließ Dein leidendes Herz dem Freunde auf.

Diese seltene Größe der Seele hatte Amalie nicht erwartet. Sie fühlte jezt die Beleidigung, die sie dem edlen Jüngling zugefügt hatte, in ihrer ganzen Stärke, und erblickte sich selbst in der häßlichsten, verabscheuungswürdigsten Gestalt. Ihr Schmerz war ohne Grenzen, und unter zahllosen Thränen legte sie ein aufrichtiges Bekenntniß ihrer Verirrung und Schwäche in Ferdinands Herzen nieder; ihre glühenden Küsse schienen dem armen Gekränkten das Andenken dieser Kränkung vergessen zu machen, welche dies Bekenntniß nothwendig seinem fühlenden Herzen machen mußte.

„Dank Dir, theures Mädchen!“ begann Ferdinand endlich nach ihrer Erzählung, und zerdrückte die Thräne, die sich in sein Auge stehlen wollte; „Dank Dir

für Deine Aufrichtigkeit! — Die Folge soll beweisen, ob ich sie verdiene."

Amalie. Ach, Ferdinand! Aus Barmherzigkeit hasse mich! verachte mich! stoße mich zurück! Dein Edelmuth schlägt mich zu Boden. Ich vermag ihn eben so wenig zu ertragen, als ich ihn verdiene.

Ferdinand. (reicht ihr mit einem seelenvollen Blicke die Hand) Ich bin Dein Freund!

Amalie. Armer, unglücklicher Jüngling!

Ferdinand. (seufzend) Ja wohl unglücklich! — Doch — was schadet das, wenn Du nur glücklich bist. —

Ferdinand weinte laut auf, als er zu Hause und ohne Zeugen war. Seine Ruhe, sein ganzes Glück war mit Amaliens Liebe unwiederbringlich dahin, und ein schneller Entschluß stieg jezt in ihm auf. Schon am folgenden Morgen führte er ihn aus.

Er bat den Amtmann noch um einige Tage Urlaub; und so sehr sich auch alle darüber wunderten, so dringend ihn selbst Amalie, die eine böse Absicht darunter argwöhnte, mit Thränen im Auge seine Reise aufzugeben bat, so beharrte er doch standhaft bei seinem Vorsatze, schützte dringende Geschäfte vor, und trennte sich nach einem kurzen Abschiede.

Heiter kehrte er nach einigen Tagen zurück, und begab sich sogleich zum Amtmann. Er entdeckte diesem jezt die Liebe seiner Tochter zu seinem Freund Wernig, und bat um seine Einwilligung zu ihrer Verbindung. Auch diesem war das seltsame Benehmen Amaliens seit einiger Zeit aufgefallen, und seine Ueberraschung stieg durch diese doppelte Erklärung auf den höchsten Grad. Mit Entzücken hatte er schon dem schönen Tage entgegen gesehen, wo er Ferdinand als seinen Schwiegersohn umar-

men würde, und dieser selbst machte nun alle Hoffnung scheitern. Lange widerstand er hartnäckig allen Vorstellungen und Bitten, bis er endlich gezwungen, obwohl ungern, nachgeben mußte.

Wernig und Amalie wurden jezt herbeigerufen, und nachdem der Amtmann ihnen das edle Betragen und die großmüthige Entsagung Ferdinands entdeckt hatte, führte dieser die Liebenden zu dem Vater, damit sie selbst um seine Einwilligung bitten sollten. Ein einziges Hinderniß stellte sich ihrer Verbindung in den Weg; Wernig hatte noch keine Bedienung. Doch auch dafür hatte der Edle gesorgt. Lächelnd überreichte er seinem Freunde ein versiegeltes Papier. Hastig erbrach es der Erstaunte und sank gerührt in Ferdinands Arme.

Durch den Tod seines Anverwandten war dieser in den Stand gesetzt worden, ganz unabhängig zu leben, und da er jezt

alle Hoffnung zum Besitz seiner Geliebten verlohren hatte, da ihn die Welt jezt so sehr anekelte, daß er sich von allen Banden, die ihn an dieselbe ketteten, loszureißen und ganz seinem Grame zu leben beschloß; da er endlich Wernigs nicht gemeine Kenntnisse im juristischen Fache kannte, so reis'te er zum Minister G., welchem dies Dörfchen gehörte, erzählte ihm treu die ganze Lage der Sache, und drang so lange mit Bitten in ihn, bis derselbe die Aktuariusstelle, welche Ferdinand jezt niederlegte, seinem treulosen Freunde ertheilte. Die Bestätigung seiner Zusage enthielten diese Papiere.

Tief gerührt standen alle im Kreise um ihn herum, und Ferdinand wie ein Gott, mit dem edlen Bewußtseyn seiner schönen That, mitten unter ihnen. Selbst Wernigs Rührung war jezt nicht erheuchelt, sondern schien wahres, tiefes Gefühl

zu seyn; denn auch auf das Herz des verdorbensten Bösewichts behauptet oft die Tugend ihre Rechte, und macht einen so starken Eindruck auf dasselbe, daß er von ihrem allmächtigen Zauber hingerissen wird.

Nichts stand nun den Wünschen der Glücklichen mehr im Wege; sie hatten das Ziel derselben erreicht, und in wenig Wochen verband sie des Priesters Hand auf immer. — Ferdinand, der Edle, betäubte über das Glück seiner Liebe den Kummer seines eigenen Herzens; doch konnte er bei aller Anstrengung nicht hindern, daß sich volle Thränen in sein Auge stahlen. Nur wenige Stunden von M. hatte er sich ein kleines Gütchen gekauft; hierher zog er sich zurück, um nicht durch sein kummervolles Gesicht der Störer des Glücks seiner Freunde werden zu müssen, und nahm auf ewig von einer Gegend Abschied, die Zeugin der schönsten und glücklichsten, aber auch

traurigsten Tage seines Lebens gewesen war. —

Daß aber Einsamkeit die furchtbarste Hiäne für den ist, der nicht Unbefangenheit und Ruhe der Seele mit sich zu ihr bringt — diese traurige Erfahrung machte auch jezt der arme Ferdinand. Auch hierher folgte ihm Amaliens Bild, und der Gedanke an sie verbitterte ihm jede seiner Stunden. Selbst seine Freundin Natur war ihm fremd geworden, und vermochte es nicht mehr ein zufriedenes Lächeln auf seine umwölkte Stirne zu zaubern; nur dann überflog seine bleiche Wange ein Strahl von Heiterkeit, wenn der Amtmann mit Amalien und ihrem Gatten ihn besuchte.

Aber bei jedem Besuche fiel dieser seine abgezehrte Gestalt immer mehr auf. Das war nicht mehr der schöne, liebenswürdige Jüngling — kaum noch sein

Schatten. Erloschen war das sanfte Feuer seiner schönen, blauen Augen; Todtenblässe überzog die eingefallene Wange, auf welcher noch vor kurzem die Rosenfarbe der unverdorbenen Jugend prangte. — Am heftigsten zeigte sich die Bestürzung über diesen traurigen Anblick bei Amalien; denn diese hagere, schwermüthige Gestalt, diese eingefallene Wange, diese Todtenblässe war die furchtbarste Geißel für ihr Herz, und mit Schrecken las sie in diesen fürchterlichen Verheerungen des schönen Jünglings ihre furchtbaren Ankläger. Laut weinte sie oft an Ferdinands Herzen; doch dieser bot alles auf, um ihr eine Meinung zu benehmen, die freilich nur zu wahr war, aber nothwendig sie unglücklich machen mußte. Er schrieb die Veränderung seiner Gestalt einer Unpäßlichkeit zu, und Amalie schien etwas beruhigter. — Allein im Stillen litt der arme Unglückliche fort, und sein

Kummer

Kummer wuchs mit jedem Tage; kaum vermochte er noch ihn zu ertragen.

Pfeilschnell waren indessen den Neuverbundenen zwey Jahre verschwunden, als sie eines Tages ebenfalls ihn zu besuchen eilten. Sie traten in seine stille Behausung, und wollten ihn, da sie ihn hier nicht fanden, im Garten aufsuchen, als man ihnen — den Leichnam ihres ausgelittenen Freundes entgegen trug. — — Er hatte, unfähig, die Last seiner qualvollen Leiden länger zu tragen, sich in den nahen Fluß gestürzt, aus dem ihn so eben die Fischer gezogen hatten. — —

In starren Gurppen standen alle um den Ausgelittenen, und die herbeigeeilten Armen, deren wohlthätiger Vater er im Leben gewesen war, jammerten laut bei seinem Tode. Aber Amalie, die mit jedem Tage ihrer Entbindung entgegen sah, stürzte, von der Schreckensscene allzusehr über-

rascht, ohne Merkmale des Lebens, auf den Erblichenen nieder. Alle Bemühungen, sie wieder zu sich selbst zu bringen, waren vergebens; auch sie hatte ausgelitten, war bereits hinübergeeilt ins Land der Ruhe, um dort den Geliebten zuerst zu begrüßen. — Allgemein wurde jezt das Wehklagen; und selbst die Fischer, harte, graubärtige Männer, trockneten mit flacher Hand ungewohnte Thränen von der faltigen Wange, und Herzen, die nie gefühlt, was Mitleid war, fühlten es jezt. — Nur Wernig, der eigentliche Urheber alle dieses Jammers, stand in der Ferne, und — fühlte nichts! —

Schon längst liebte er seine Gattin nicht mehr. Sein Wollustdurst war gesättigt, und er nun der Gesellschaft seines Weibes überdrüssig. Seine Freude, von der lästigen Bande der Ehe befreit zu seyn, die er vor den Augen der Zuschauer nur

mit Mühe zu verbergen vermochte, unterdrückte alle andere Empfindungen bei dieser seelenerschütternden Scene; und kaum konnte er eine Thräne erheuchelter Wehmuth aus seinen Augen hervorpressen. —

Ein Grab umschloß Ferdinand und Amalie, und manche Thräne der Wehmuth floß noch spät dem Andenken der geliebten Unglücklichen. —

Karl Rosen.

Skizze

aus einem größern, noch ungedruckten Roman.

Ich hatte die frohen Jünglingsjahre erreicht, und das Gebiet meines entschwundenen Lebens lag mit all seinen kindischen Leiden und Freuden wie eine umnebelte Fläche hinter mir. Aber weit ausgedehnt vor mir, umfaßte mein geistiger Blick die Zukunft, das Land der Wünsche und Hoffnungen, und mein schwärmerisches Herz verlieh allen kommenden Bildern den magischen Schmuck einer ungehemmten Phantasie. — Nur ein Gefühl erhob sich klar

unter dem Ideen-Chaos empor, das Gefühl, was nur die Natur ihren Zöglingen mit jener unnennbarer Allgewalt ins Herz gießt — die Liebe! — Wer nie den süßen Zauber empfand, den der unschuldige Blick eines geliebten Gegenstandes im unentweihten Herzen erregt, der versuche nicht, dies Wort zu deuten, er hascht nach Schattenbildern; Liebe will empfunden, nicht gedeutet seyn! —

Unfern der Wohnung meines Vaters, eines wohlhabenden Pachters, lächelten mir Emiliens blaue Augen die Wonne der Jugend zu. Im Kreise der Natur und Unschuld erzogen, hatte der ehrwürdige Pfarrer des Dörfchens das liebe Mädchen mit sorgsamer Pflege gebildet. Der einzige übrig gebliebene Zweig seiner Familie, die Tochter einer innig geliebten Schwester, hatte alle Liebe, die er einst für die Mutter empfand, geerbt. Mit ängst-

licher Wachsamkeit wahrte der Gute ihre Seele vor dem Hauche des Lasters; aber fleckenlos war auch das Herz des holden Geschöpfes, fleckenlos, wie das Bild der Mutter des Herrn, das sie in ihrem Innern verehrte.

Wir waren zusammen erzogen worden; unser Ideengang hatte einerlei Richtung genommen, und unsere Seelen schmolzen in den süßen Einklang zusammen, ehe wir noch selbst dieses heiligen Gefühls bewußt, unsere Liebe durch Worte ausdrücken konnten. — So waren die Tage meiner Jugend; so erweckte die Harmonie unsrer Gefühle jede übereinstimmende Vorstellung der Dinge, die uns umgaben. Nichts todtes war für mich in der Natur; meine warme Phantasie theilte allen Wesen Gefühl und Leben mit. —

In der holden Eintracht, worin ich und Emilie lebten, störten uns weder Ver-

wandte noch Schicksale; auf der ganzen Bahn unsers zukünftigen Lebens erblickten wir keine Hand, die das zarte Bündniß unsrer Herzen zu trennen drohte. Mein Vater und meiner Familie Oheim waren Freunde; mit Lust sahen sie unsere Liebe aufkeimen, mit den Jahren wachsen und jezt in voller Blüthe stehen. Oft überraschten wir die Alten im traulichen Gespräch, und wenn wir unsere Namen erlauscht und das Stocken der Guten gewahrt hatten, o dann deuteten wir es leicht zu Gunsten unsrer nähern Vereinigung! Wir deuteten nicht falsch. An einem lieblichen Frühlingsabend wurde der Bund unsrer Herzen durch den Wechsel der Ringe gefeiert. — Mit Thränen in den grauen Wimpern umarmte uns der ehrwürdige Pfarrer, und mein guter Vater sagte mit vor Freude bebender Stimme: „Gott segne Euch!“ —

Glühend strömte in meinen Adern das Blut und tobte im Herzen. Fest umschlungen hielt ich das zitternde Mädchen, und laut schluchzten die Greise an unserer Seite — als wir Reuter daher traben hörten, welche am Hause des Pfarrers hielten. Ehe wir noch von der süßen Verwirrung zurückkehrten, klopfte es leise an der Thüre, und herein trat ein junger Mann, der sich wiederholt entschuldigte, uns gestört zu haben. Sein Pferd habe einen Fuß verrenkt, und er sähe sich genöthigt im Dorfe zu übernachten; er rechne auf die Gastfreundschaft des Pfarrers, da es unmöglich sei, hier im Wirthshause unterzukommen.

Wer das Dörfchen Z. kennt, wird wissen, daß es ganz von der Landstraße entlegen ist, daß nur selten ein Fremder hieher sich verirrt, und das Wirthshaus daher auf solchen Besuch nicht eingerichtet

ist. Die Dämmerung, die sich bereits über die Flur verbreitete, machte es mir unmöglich, unsern Gast genau zu beobachten. Aber willig boten wir ihm Obdach an, ob ich gleich fürchtete, den Genuß dieses Abends gestört zu sehen.

Emilie brachte Licht, und so wie der freundliche Schein sich im Zimmer ausdehnte, entwickelte sich die Gestalt des Fremden, der näher an den Tisch trat. Es war ein wohlgebildeter junger Mann von ungefähr 19 Jahren; sein Jagdkleid verrieth ohne seine Erzählung, wie ihn sein Unfall betroffen. Die Stühle wurden um den runden Tisch gerückt, und während Emilie ein wirthliches Mal bereitete, erzählte uns der Fremde, daß er ein Edelmann, Besitzer eines zwey Stunden entlegenen Guts sei, und sich von Held nenne. — Während seiner Erzählung bemerkte ich, wie er stets seine Blicke auf Emilien heftete, so oft sie

hereintrat, und in meiner Brust regte sich ein noch nie empfundenes Misbehagen. Dies wurde vermehrt, da er durchaus darauf drang, bei Tische an Emiliens Seite zu sitzen, welches ihm auch aus Höflichkeit zugestanden wurde. Er sprach viel und freundlich mit Emilien, die ihm schüchtern zwar, aber mit demselben holden Lächeln antwortete, wie ich von ihr gewohnt war.

Ein Heer von widrigen Empfindungen brach auf einmal wie aus einem lang verschlossenen und plötzlich geöffneten Kerker hervor; mein Auge irrte unstät auf allen Gegenständen umher, und in meiner Brust kochte der bitterste Unwille gegen Emilien, gegen den Fremden, sogar gegen mich selbst, wenn ich glaubte, daß sie meine Verstörung gewahrten. — Mein Vater faßte mich einigemal scharf ins Auge und schien dann zum Pfarrer zu lächeln; meine Geduld war auf der Folter, Emilie schien

gar nicht auf mich zu achten; ich sprang auf und eilte zur Thür hinaus. Ich lief, was ich vermochte, ohne auf das Rufen der Nacheilenden zu merken; nur bemüht, ihr Nachkommen zu verhindern, erreichte ich das Ende des Dörfchens und das nahe Wäldchen. Sobald ich mich allein und vor allem weitern Nachfolgen sicher glaubte, warf ich mich an den Fuß einer hohen Eiche zu Boden. „Was ist das?" rief ich fast bewustlos. „Wohin treibt mich meine Raserei?" Hat mich Gottes guter Geist in diesem Augenblick verlassen? O Emilie! Emilie! — Aber was hat sie denn verbrochen. Bin ich nicht ein Thor! Wohin verleitet mich meine trügerische Phantasie; was will ich denn; was tobt denn in mir so heftig? Soll sie nicht freundlich sprechen zu einem fremden Mann, oder soll sie ihr holdes Lächeln einen Augenblick zurückhalten, was ihr

Natur und ein heiteres Herz verlieh? — Hastig stand ich auf, um zurückzukehren; aber wie eingewurzelt blieb ich auf dem Fleck, bei dem Gedanken, wie ich mein Betragen entschuldigen sollte. Zögernd wankte ich vorwärts, den Blick tief zur Erde gesenkt, die Arme gefaltet.

„Um Gotteswillen, was machst du?" weckte mich eine bekannte Stimme. Es war mein Vater und bei ihm der gute Pfarrer. Kaum vermochte ich die Worte: „mir ist nicht wohl!" herauszustottern; mein Blick suchte Emilien, und eine Frage schwebte auf meiner Zunge, als sie am Arme des Herrn von Held hervortrat. Alle kaum unterdrückten Gefühle brachen mit erneuerter Quaal bei diesem Anblick hervor; als aber Emilie sich von ihrem Führer losriß, auf mich zueilte und unter lautem Schluchzen ausrief: „mein Karl!" da bekam auch mein Schmerz Linderung durch

Thränen, die heiß von meinen Wangen herabfielen und sich mit den ihrigen vereinigten. Meine Zunge vermochte nur: „meine Emilie!“ zu stöhnen.

Wenn das Gefühl in gewissen Momenten die Fessel der Konvenienz und der sogenannten Schicklichkeit zerbricht, dann schwinden die Dinge um uns her in ein Nichts, alle äußere Sinne verlieren ihre Wirkungskraft und huldigen dem innern — Aus dem süßen Taumel weckte mich die leise Berührung des Herrn von Held. „Wir waren sehr bekümmert um Sie!“ sagte er. Ich drückte ihm freundlich die Hand und schwieg, denn meine Verwirrung duldete noch keine Worte. „Aber jezt laßt uns umkehren“ rief der Pfarrer, „die Nachtluft könnte uns schaden.“ Wir befolgten seinen Wunsch. Rasch ergriff ich Emiliens Hand; die Alten gingen voran, der Fremde gesellte sich zu ihnen und verwickelte

wickelte sie in ein Gespräch. Ich folgte langsam mit Emilien, und schweigend Hand in Hand langten wir in der Wohnung an. —

Man war feinfühlend genug, über mein sonderbares Benehmen zu verstummen, man brachte gleichgültige Dinge ins Gespräch — aber mein Geist war abwesend; einsam fand ich mich zuletzt am Fenster, als Herr von Held zu mir trat, der, wie es schien, bis jezt absichtlich eine Unterredung mit Emilien vermied. Mein Herz schlug ruhiger, die Wallungen des Bluts hatten sich gelegt, ich fing an mein Betragen insgeheim zu tadeln, und das feine Benehmen des Herrn von Held erweckte in mir eine Art von Reue, und den Wunsch, meinen Fehler wieder gut zu machen. Wir geriethen bald in ein trauliches Gespräch, und ich kam, ehe ichs vermuthete, auf meinen Lieblingsgegenstand, die Natur. Meine Rede floß wie ein unüberseh-

barer Strom, mein Herz kannte keinen Rückhalt, es lag offen vor dem Zuhörer und redete allen Geburten einer chimärischen Schwärmerei das Wort.

Ich bemerkte lange nicht, daß ich nur allein sprach, und daß der Fremde mich mit staunender Aufmerksamkeit betrachtete. „Sie haben Recht" erwiederte er endlich nach einem kurzen Stillschweigen, „es giebt so viele Dinge, die sich nicht aus der Natur erklären lassen und unerklärbar sind; wir hören so oft Männer, die allen Glauben verdienen, von überirdischen Erscheinungen sprechen, die sie gesehen, und deren Scharfblick wir nicht in Zweifel ziehen können. Kurz, ohne die Nachbeter eines jeden Ammenmärchen zu seyn, kann man sich doch immer nicht des Hanges zu überirdischen Erscheinungen und des Glaubens daran erwehren." —

Uebereinstimmende Meinung in Ge-

genständen, als wir mit so inniger Theilnahme betrachten, und wovon wir so gern uns ganz überzeugen möchten, deren Existenz aber für uns immer noch schwankend ist, gewährt den sichersten Weg zu unserm Herzen. Wir horchen mit Lust dem Widerhall unsrer Empfindungen auf fremden Lippen, und ein wechselseitiges Zutrauen schlingt die Freundschaft um verschwisterte Seelen.

Wir schieden als Freunde, mit dem Wunsch, uns bald wieder zu sehen. Leise fragte mich Held, ob ich auch ferner eifersüchtig auf ihn seyn würde, und auf mein lächelndes Nein! drückte er herzlich meine Hand, bat auch um Verzeihung, daß er der unschuldige Störer meines glücklichen Abends sei, und ehe ich noch zu antworten vermochte, wünschte er uns allen gute Nacht und begab sich zur Ruhe.

Mein Herz befand sich in einer son-

derbaren Stimmung. Die wechselnden Empfindungen dieses Abends, die mir so neu waren, hatten mich zum Nachdenken gebracht, und ich folgte meinem Vater gedankenvoll, da er sich zum Zuhausegehen anschickte. — Emiliens Kuß und Umarmung weckten mich aus diesem Zustande; hell umschlummerte mich noch einmal das Glück des entschwundenen Tages und der tausend Freuden, die sich an ihn reihten, wie Blumen zur ersten Blume des Kranzes, und dann schied ich aus ihren Armen. —

Wenig Worte wechselte ich mit meinem Vater beim Zuhausegehen; ich eilte in mein Schlafzimmer zur Einsamkeit, nicht zur Ruhe. — Stumm warf ich mich ins Fenster, und starrte hinaus in die schwelgende Gegend und in den Mond, den ein duftiger Schleier umhüllte, und auf die wolkengleichen Gebürge am Horizont. Dann senkte ich meinen matter werdenden Blick

auf den nahen Kirchhof. Bleich glänzten die einzelnen Kreuze in der schwachen Beleuchtung, und leise flatterte, vom Nachtwind bewegt, das Band auf dem Hügel der früh verstorbenen Braut. Vergebens rief ich den Frohsinn ins Herz zurück, es blieb von ahndender Trauer gepreßt. Ich entzog mich dem Anblick, der meine Brust mit so düstern Bildern erfüllte; ich warf mich aufs Bette und sprach zu mir selbst: „Woher dieser trübe Faden in dem Gewebe meiner Freuden! Ach, es ist so manches in der menschlichen Brust, das ihm räthselhaft scheint und das nur die Zukunft enthüllt und die kommende Tage entziffern, und so manche Leere bleibt in dem Herzen, die selbst die Liebe nicht ausfüllt, sondern der Tod!" — Ich war entschlummert und schreckliche Träume sammelten sich um mein Lager.

Ich saß — so zauberte mir meine er-

hitzte Phantasie es vor — mit Emilien in einer Akazienlaube und plötzlich stand der Baron vor uns; er winkte mir freundlich und ich folgte ihm. Wir wandelten unter einer dunkeln Allee langsam auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Auf einmal war er verschwunden. Ich eilte überall umher, um ihn zu suchen; ich rief seinen Namen: umsonst! — Bekümmert kehrte ich zur Laube zurück, und fand den Baron an Emiliens Seite. Staunend blieb ich am Eingange stehen; der Baron sprang auf und verwandelte sich in ein zähnefletschendes Ungeheuer, riß Emilien in seine Arme und floh. Ich vermochte nicht, ihm zu folgen; ich war wie angeschmiedet. —

Ein lauter Schrei, den ich ausstieß, weckte mich aus dem Schlafe und verscheuchte den Traum. Mein Herz schlug gewaltig und der Angstschweiß saß in großen Tropfen auf meiner Stirne. Mit dem

frohsten Gefühl empfand ich die Nichtigkeit meines Schreckbildes und den Einfluß der Morgendämmerung, die den rückkehrenden Tag verkündete. Ich stand auf und eilte ans Fenster, um die frische Kühle einzuathmen. Einzelne Laute der erwachenden Natur drangen in mein Ohr, und die gestrigen Scenen schwebten, zu meinem Traume gesellt, wie die verblassende Scheibe des Monds, in meiner Seele. —

Kaum waren die ersten Strahlen der Sonne über dem Gebirge sichtbar, so eilte ich zu dem Pfarrer, um meinem neuen Freunde noch Lebewohl zu sagen. Er stand reisefertig am Fenster und kam mir mit freundlichem Gruße entgegen. Ich drückte seine Hand und fragte, wie er die Nacht hier zugebracht? „Wie in den Gefilden der Glücklichen!" antwortete er mir. — Bei alle dem konnte sich mein Herz bei seinem Anblick einer gewissen Aengstlichkeit

nicht erwehren; und als der Pfarrer hereintrat, und Emilie, die das Frühstück brachte, auf den Baron zuging und ihm heiter einen guten Morgen bot, da stand der Traum der entwichenen Nacht lebhaft vor meiner Seele, und ein eiskalter Schauer durchbebte mein Innerstes in seinen geheimsten Fugen. Ich raffte mich, so gut ich konnte, zusammen, ich stellte mich mit Gewalt so fröhlich, als möglich; aber die Last meines gedrückten Herzens schwand erst, als der Baron sein Pferd bestieg, ein trauliches Lebewohl sagte, und nachdem er die Erlaubniß erhalten, uns öfterer zu besuchen und mich gebeten hatte auch bei ihm auf seinem Gute einzusprechen, in vollem Galopp davon sprengte.

Sobald er unsern Blicken entschwunden war, kehrten wir ins Zimmer zurück. — Eine gewisse Leere herrschte jezt in unsern Gesprächen, und ich wiederholte in

meinem Innern die mancherlei Situationen, worin ich mich mit dem Baron befunden hatte. Emilie ging, um sich anzuziehen — wir hatten uns einen Spaziergang vorgenommen — und ich blieb indeß bei dem Pfarrer allein.

Nach einer kurzen Stille trat er vor mich hin; in seinem Antlitz glänzte eine beredte Heiterkeit. — „Mein Sohn!“ sprach er, „meiner Emilie Glück, der stille Friede ihrer Seele ist Deinen Händen für die Zukunft anvertraut, bewahre Dein Herz vor den Ausbrüchen jedes unedlen Argwohns, wenn Du diese köstliche Blüten in ihrer Brust erhalten willst. Mißtrauen stört, wie eine Furie, die sanfte Harmonie der Herzen, und der ungehemmte Lauf einer peinigenden Eifersucht entwickelt Mißtöne aus dem ruhigen Einklang der Gefühle. Sie ist nur der Antheil einer kleinen Seele, die sich leer von jedem Verdien-

sie fühlt, das sie an andern gewahr wird; sie giebt der Einbildung tirannische Gewalt über unsre beßre Ueberzeugung, wandelt Chimären in Wirklichkeit, die so lange an unsrer Ruhe nagen, bis sie in der menschlichen Brust langsam absterbt. Deine eigene Empfindung wird meine Worte bekräftigen, und meine Warnung wird ein Licht in Deiner Seele entzünden, wovor die Schreckbilder Deiner Phantasie zurückbeben müssen!" — Ein Kuß besiegelte seine Rede. —

Ich wollte antworten; aber leise legte er seine Hand auf meinen Mund und sagte: „Prüfe und handle!" — Emilie trat herein; ich stürzte in ihre Arme und rief voll hohen Entzückens: „Ich habe geprüft und ich will handeln!" —

Emilie suchte die Deutung dieser sonderbaren Worte in unsern Augen zu lesen; aber zu fragen wagte sie nicht. Eine leise

Ahndung des Vorgegangenen schien über ihrer Seele zu schweben, und mit einem sanften Druck der Hand erwiederte sie: „Auch ich will handeln!" —

Wir waren hinausgetreten in die lichte bunte Schöpfung der Natur, und die warme Frühlingssonne goß eine rege Empfindung der Freude in unser Herz. Wir kamen in das Wäldchen, wo gestern meine Seele einen fürchterlichen Kampf bestand; aber mit ganz andern Gefühlen betrat ich jezt die schauerliche Stille — Die frohe Natur erfüllte meine Brust mit einer lebendigen Ahndung künftigen Glücks. — Emilie war in schwärmerischer Andacht auf ihre Knie gesunken, und hob die gefalteten Hände und ein Augenpaar, in dem ein Himmel voll frommer Reinheit wiederstralte, zu der lichten Höhe empor. Ein glühendes Gefühl der Allgegenwart riß mich an ihre Seite; unsre Lippen verstummten;

unsre Herzen sprachen laut und mischten sich in die Chöre der befiederten Sänger; die Erde war meinen trunkenen Blicken entschwunden, ich kniete im Allerheiligsten des Weltalls, und mein Ohr glaubte die Gesänge der Seeligen zu vernehmen. — —

Ich stand noch nicht auf der Stufe, wo der denkende Kopf die Gefühle des Herzens untersucht. Der Glaube meiner Väter — ich war catholisch — war unverändert der meinige; alle Formen, unter welchen sich die Sinnlichkeit das Daseyn des Unsichtbaren vorstellt, und die sie leicht mit dem Daseyn selbst verwechselt, waren es auch, welche mein Herz verehrte. Meine glühende Phantasie ließ mich nun alles in höherem Lichtglanz sehen; kein Zweifel durfte in meiner Brust gegen diese Eindrücke Wurzel fassen, und das Unendliche umfaßte jedes Ideal, das meine Einbildungskraft von ihnen schuf. — — In

einem solchen Herzen ist die Andacht ein Feuermeer, worin die Erdmassen zerschmelzen, die Seele erhebt sich über den Staub zur undenkbaren Größe und umfaßt eine Welt voll Gefühle, die die Schwärmerei zu lauter Wahrheiten modelt. —

Voll seeliger Empfindungen verfolgte ich, an der Seite meiner Emilie, den Schlangenpfad durch das blühende Wäldchen, der mit unmerkbaren Krümmungen wieder zum Dörfchen zurückführte. Der Inhalt unsrer Gespräche betraf manche häusliche Einrichtung für unser künftiges Leben, manche Freudenblume, die wir auf die Bahn desselben vereint streuen wollten, und unter solchen Gesprächen waren wir zu Hause angelangt. — Dort schieden wir, um die Arbeit des Tages zu beginnen, und vertrösteten uns auf den Abend, wo wir nach ihrer Vollendung uns wiedersehen würden. „Es ist ein liebliches Geschöpf, meine Emi-

lie!" sagte ich zu mir selbst, als ich langsam zu meines Vaters Hause schritt; „was für Tage werde ich nicht in ihren Armen durchleben!" —

So verstrichen die bräutlichen Tage unter abwechselnder Arbeit, und jeder Abend führte mich in Emiliens Arme. Die kurze Trennung machte das Wiedersehn doppelt traulich, und jede Arbeit ging bei dem Gedanken, daß ich sie bald an des geliebten Weibes Seite verrichten würde, leichter von Statten.

Der Baron hatte nicht ermangelt von unsrer Einladung Gebrauch zu machen; er überraschte uns eines Abends recht angenehm, und unser Zirkel gewann durch seine gebildeten Gespräche nicht wenig an Gehalt. Ich bemerkte so manches kleine Verdienst an ihm, das zwar unsern innern Werth nicht erhebt, aber doch den geselligen Umgang verfeinert, und das nur den

höhern Ständen so ganz eigen ist; ich suchte, soviel mir möglich, ihm darinn nachzuahmen und nahm Belehrung dieser Art mit Freuden von ihm an. Er seiner Seits befragte mich über Gegenstände, die in dem Gebiet meines Wissens lagen, und so erhielten unsre Unterredungen ein angenehmes Interesse. Der Unterschied des Standes schien unsrer Freundschaft nicht hinderlich zu seyn; ich sah ihn oft über dergleichen Vorurtheile mitleidig lächeln, und hörte mit Vergnügen aus seinem Munde: „das Herz, nicht der Name, ist das Gepräge des Mannes!"

Seine Einladung, ihn den nächsten Sonntag zu besuchen, ward daher mit Freuden angenommen. Ich versprach mir von seinem Umgange viel für meine Bildung, und mein Vater war über diese Freundschaft hoch erfreut. Nur der Pfarrer schien über dieselbe nicht ganz unserer

Meinung zu seyn, und da ich mit dem beredtsten Feuer der Freundschaft die Parthie des Barons nach seiner Entfernung ergriff, sagte er bedeutsam: „Prüfe und handle!“ —

„Das will ich — rief ich aus — und er wird gewiß bei der Prüfung bestehen!“

„Ich will es hoffen“ entgegnete er; „aber ein Freund, dem wir uns so ganz hingeben, muß zuvor anhaltende Proben seiner Gesinnungen gegen uns ablegen. Du, der Du am ersten Abend voll Argwohn gegen den Baron warst, bist jezt sein wärmster Vertheidiger; woher diese schnelle Aenderung, was hat er binnen dieser Zeit so Wichtiges für Dich, oder was hat er überhaupt Entscheidendes gethan, daß Du berechtigt zu seyn glaubst, ihn für Deinen Freund zu halten? — Daß er über gemeine Vorurtheile hinweg ist, sagt sein Mund; laß sehen, ob es seine Handlungen

gen bekräftigen. Glaube mir, Freundschaft ist eine Blume, die nur ein gleichartiger Boden ernährt, eine gleichbleibende Temperatur erhält. Suche seinen Umgang; aber schenke ihm nicht ungeprüft Dein Vertrauen!"

Ich erwog das Gesagte wohl; aber es schien mir, als wenn die Kälte des Alters ihn zu vorsichtig gegen die Menschen mache. Doch beschloß ich, seinem Rath zu folgen, und meinen adelichen Freund einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

Der erwünschte Sonntag brach an, die Messe war gehört und der flüchtige Klepper brachte mich nach Rothhain, dem Gute des Barons. Er empfing mich mit freundlicher Miene und führte mich an der Hand in sein Gemach. — Hier sah ich zum Erstenmal Bequemlichkeit und Pracht in regelmäßiger Vereinigung. Der Anblick eines symmetrisch geschmückten Zimmers hat etwas wohlthätig überraschendes für den Ein-

tretenden, und doppelt hinreissend ist das Gefühl für den Neuling. Ein angenehmes Staunen fesselte meine Sinne, und ließ mich anhaltender, wie zuvor, den Abstand zwischen mir und dem Baron empfinden.

Der erste Gegenstand, welcher sich meinen Blicken darbot, war ein Mönch, der sich langsam vom Sopha erhob, um mir sein Kompliment zu machen. Er war ein Mann von ungefähr 40 Jahren; aber seine Miene trug etwas Zurückstoßendes, das mir ihn unangenehm machte, obgleich ich ihm dieses Unrecht bei unserer nähern Bekanntschaft insgeheim abbat. Herr von Held stellte ihn mir als den Pater Gerhasius vom nächsten Bernhardiner-Kloster vor, und sezte hinzu, daß die Gesellschaft dieses Mannes für sein Herz und seine moralische Bildung ihm die schätzbarste wäre. — Grund genug für mich, die

Achtung, die ich seinem Kleide und seinem Stande zollte, zu vermehren.

Der Vormittag verstrich, indem wir die Anlagen des Guts und das Innere des Schlosses besahen. Ueberall fand ich Gelegenheit zur Bewunderung. Die Ordnung, die die einzelnen Theile unter ein Ganzes verband, wirkte noch mächtiger auf den Beobachter, als die Schönheit der Theile. Die Natur, die die Kunst auf todte Leinwand schuf, hatte ich noch nie so täuschend nachgeahmt gefunden; mein staunender Blick hing an den fernen Regionen, die der zauberische Pinsel uns vergegenwärtigte, und meine Phantasie versezte mich auf die hohen Gebirge der Schweiz, wo ich eine reinere Himmelsluft zu ahnden glaubte.

Mit Vergnügen schienen meine Begleiter die stummen Empfindungen meines Herzens in meinen Augen zu lesen, und da die Zeit, zur Tafel zu gehen, indeß her-

angekommen war, so entspann sich über diese Gegenstände während der Mahlzeit ein für mich besonders interessantes Gespräch, welches meinem bisher noch unausgebildeten Kunstgefühl Nahrung und Stoff zur weitern Kultur gab.

„Es ist sonderbar" begann ich, „daß ich diese Gemälde, als bloße Nachbilder der Natur, mit einem Gefühl anblicke, als die Natur selbst bei mir nie in dem Grade erweckte. Diese Gebirge, diese Bäume, diese Ströme und Quellen sind ohne Bewegung, es ist auch nicht das mindeste Leben in allen Gegenständen, und doch reißt mich der Anblick hin. Macht es die Bewunderung, die wir vielleicht, uns unbewußt, dem Künstler zollen, oder hat der Gedanke, daß eine Nachahmung der Natur dem Künstler mehr Aufwand an Kräften koste, als der Allmacht, die alles das

durch einen Wink entstehen heißt, diesen Einfluß auf unsere Empfindungen?" —

„Ich pflichte Ihrer Meinung im Ganzen bei" fiel der Baron ein; „doch glaube ich, daß, da die Gegenstände großer Künstler gewöhnlich solche sind, die für uns in weiter Entfernung liegen, oft auch noch nie gesehen sind, sie uns, wie alles Entfernte und noch nie Gesehene, stärker interessiren, und daß darin die Wirkung zu suchen ist, die die Darstellung solcher Gegenstände in uns hervorbringt."

„Alle Ihre Meinungen — nahm der Pater Gerhasius das Wort — sind, einzeln betrachtet und auf individuelle Fälle angewandt, unverwerflich; aber wir müssen doch zuerst auf den Grund sehen, warum uns Gemälde, die doch von der Natur nichts weiter entlehnt haben, als die scheinbare Form und die Farben der Dinge, wie wirkliche Dinge erscheinen, uns wie diese

einnehmen und afficiren, und dann erst untersuchen, ob und wie sie uns sogar im höhern Lichte erscheinen, als die natürlichen Dinge selbst."

„Das hängt ohne Zweifel — entgegnete der Baron — von den Eigenschaften des Gemäldes, von der Mischung der Farben, der Haltung des Lichts, und einer gewissen Entfernung, in der wir dasselbe sehen, ab."

„Sie schreiben also" sagte Gerhasius, „dem Gemälde allein die Wirkung zu? Gut! aber dann müßte der Eindruck, den es auf unsern geistigen Sinn macht, ein und derselbe seyn. Nehmen Sie jedoch einmal Personen aus höhern und niedern Ständen, die die Ausbildung des Gefühls vernachläßigten, oder in denen die Reizbarkeit der Empfindungen durch Natur oder durch Erziehung abgestumpft ist; führen Sie solche vor Ihre Landschaften, und

halten Sie die Urtheile, das Gefühl, womit Sie dieselben betrachten, gegen die Urtheile und das Gefühl desjenigen, der mit der zarten Fühlbarkeit für das Schöne begabt, die Gegenstände empfängt — ich wette, Ihr Resultat fällt anders aus, als vorhin." —

„Ich sehe, wo Sie hinaus wollen" fiel der Baron ein; „Sie wollen blos in dem Beobachter die Ursache finden, wodurch uns gemalte Gegenstände einen so angenehmen Anblick gewähren; aber ganz haben Sie mich doch noch nicht überzeugt. — Freilich muß der Beobachter im Stande seyn, das Schöne zu fühlen, und nur ganz verwilderte Karaktere werden kalt vor einem guten Gemälde stehen, aber auch der Feinfühlendste wird bei einem schlechten Gemälde ungerührt verweilen; und also hängt es doch von dem Gemälde selbst ab, in

wiefern es in uns angenehme Empfindungen erregt oder nicht."

„Ich bin im Stande, Sie zu widerlegen" entgegnete Gerhasius. „Die Beurtheilung eines Gemäldes gehört dem Kenner, der oft Gegenstände, die wir mit Entzücken betrachten, manchem Tadel unterwirft. Ja, es kann Personen geben, die mit kritischen Augen das Ganze und Individuelle durchlaufen, die den geringsten Fehler ausspüren und doch kalt bei Meisterstücken bleiben; diese haben es blos mit dem Gemälde als Gemälde zu thun, sie beschäftigen sich mit der Kopie, ohne auf das Original, dem es sein Daseyn zu danken hat, einen Blick zu werfen. Der Nichtkenner, der seinen innern Sinn als Probierstein der Gegenstände betrachtet, fühlt nicht die Schönheit des Gemäldes, sondern der Natur, die es nachahmt. Er ist im Geiste wirklich dort; er hört die Was-

serfälle rauschen; er blickt in die lachenden Auen und sein Ohr vernimmt das Blöcken der weidendenden Heerde. Er wandelt in dem nahen Wäldchen und vernimmt in den Wipfeln das heilige Rauschen bejahrter Eichen. Kurz, er sieht kein Bildniß mehr, sondern er ist mitten in der Natur; wessen Phantasie seinen Empfindungen diesen Schwung zu geben vermag, der ist es, für den der Künstler malte, und so glaube ich Ihnen deutlich genug bewiesen zu haben, daß es blos auf uns selbst, auf unsre innern geistigen Kräfte ankömmt, wie uns ein Gemälde erscheint. Eben so mächtig wirkt auf uns die Association der Ideen, das heißt die augenblickliche Vereinigung des gegenwärtigen Gegenstandes, mit dem schon vorhergesehenen, oder mit einem demselben ähnlichen, und die Wiedererneuerung angenehmer oder un-

angenehmer Empfindungen, die uns dazumal beherrschten."

Ich dachte bei diesem Anblick an das Wäldchen bei Nußdorf und an die hohe Eiche, unter welcher ich trauerte, und fühlte mich tief im Herzen von der Wahrheit des Gesagten überzeugt. „So muß es also kommen, fuhr der Pater fort, daß wir bei gleichem Gefühle für das Schöne hier und da bei den nemlichen Gegenständen abweichen, und bei ungleichem Gefühle, oft bei verschiedenen Gegenständen übereinstimmend empfinden. So erhöht die größere oder mindere Reizbarkeit der Phantasie den Gegenstand, und zieht oft das minder Vollkommene dem Vollkommenen vor; ja, es ließe sich sogar darthun, daß ein schlechtes Gemälde unsre Bewunderung auf diese Art erhalten könnte."

„Jemehr nun die Kunst dem natürlichen Gefühl zu Hülfe kommt, desto mehr

fangen wir nun auch an, den Gegenstand selbst einer strengern Prüfung zu unterwerfen, und die Wahrheit der Darstellung zu erforschen; und nur dem geübten Kenner, der zugleich Mann von Gefühl ist, ist es vergönnt, die Größe des Kunststücks in seinem ganzen Umfange zu empfinden."

„Ich fühle es innig" sprach der Baron, „wie wahr und überzeugend Ihr Urtheil über die Wirkung eines Kunstwerks ist, und huldige gerne Ihrem Ausspruche."

„Vergeben Sie Herr Baron" entgegnete der Pater, „wenn ich vielleicht meine Meinung mit zu großer Hitze vorgetragen, ich bin fern von aller Autorität, aber prüfen Sie dieselben, und reinigen Sie sie von den Schlacken, die eine mindere Ausbildung als die Ihrige noch darin zurückgelassen hat."

Ich war bei diesem Gespräche ein stummer Zeuge gewesen, aber kein Wort dessel-

ben war für mich verloren gegangen. Jezt unterbrach der Baron mein Stillschweigen, und fragte mich: ob ich nichts gegen die Meinung des hochwürdigen Herrn einzuwenden hätte? „Es ist unrecht" rief er, „daß wir beide einem Einzigen das Feld lassen sollten!"

„Wir haben es mit einem geübten Gegner zu thun" antwortete ich, „der noch dazu für die gerechte Sache kämpft; ich dächte, wir handelten unserer eigenen Ueberzeugung nicht zuwider, und bliesen zum Rückmarsch."

„Nun so wollen wir Frieden stiften mit dem geistlichen Herrn" rief der Baron, „und auf die Gesundheit aller Maler trinken, Sie sind es doch zufrieden, Herr Pater?"

„Mein Amt ist, Frieden zu verkünden, warum sollte ich nicht den Frieden dem Kriege vorziehn," antwortete er. Die Gläser wurden fleißig geleert, unsre Unterhal-

tung immer muntrer, eine Gesundheit verdrängte die andre und wir erhoben uns erst, da der Wein wenigstens bei mir alle Lebensgeister in die rascheste Bewegung gesetzt.

„Verzeihen Sie, lieber Rosen," wandte sich der Baron zu mir, „daß wir Sie auf eine kurze Zeit verlassen müssen, wir haben einem Kranken heute einen Besuch zugedacht, der sich nicht länger aufschieben läßt, suchen Sie sich indes die Zeit so gut als möglich zu vertreiben, Sie wissen Bescheid im Schlosse." Ich erwiederte, daß ich mich entfernen würde; aber dies wollte er durchaus nicht zugeben, und lieber seinen Besuch auf Morgen versparen. Da ich ihm aber zu bleiben versprach, und darauf drang, daß er einen so nöthigen Gang nicht eine Minute um meinetwillen verzögern sollte, so verließ er mich mit dem Pa-

ter, und versicherte mich einer baldigen Rückkehr.

Es war mir angenehm, eine Zeitlang allein zu seyn, um den mancherlei Empfindungen Raum zu geben. Ich that einen Blick aus dem Fenster, um die Gegend des Orts zu überschauen; sie lag in schwüler Sommerhitze ausgebreitet vor mir da, und langsame Wolken zogen die Sonne heran. Mein Blut glühte vom Wein, und schien in übermäßiger Wallung seinen Körper sprengen zu wollen; es war mir nicht möglich, aus dem Wirwar meiner Ideen einen klaren Begriff herauszufinden, und eben hatte ich mich auf das Sopha geworfen, als sich die Thür öffnete, und leicht und lustig, wie ein Gebild der Phantasie, ein Mädchen hereintrat und sich mir näherte.

Mein widerspänstiges Herz schlug laut und rasch bei diesem Anblick; meine Augen starrten erhitzt auf diesen Gegenstand. Jezt

lispelte eine Silberstimme: „Verzeihen Sie, daß ich Sie stöhre, ich suchte den Herrn von Held.“ — „Er ist so eben ausgegangen; aber —„ er kehrt bald zurück, wollte ich sagen, wenn nicht eine innere Stimme mir einen Vorwurf daraus gemacht hätte. Ich verstummte also, und stand in alberner Verlegenheit da. „Ausgegangen?“ rief sie „und läßt seinen Gast allein! Das ist ein Fehler, den ich wohl wieder gut machen muß, wenn Ihnen anders mit meiner Gesellschaft gedient ist.“ Ich wagte kaum mir selbst zu gestehn, wie angenehm es mir wäre, wie viel weniger also es laut zu sagen; ich machte eine stumme Verbeugung, und mein ganzes Wesen nahm an ängstlicher Verlegenheit zu. Ich mußte Ihr meinen Namen nennen; aber nach dem Ihrigen zu fragen, wäre mir nicht möglich gewesen. Ich quälte mich insgeheim, um das Verhältniß zu

errathen, in welchem sie mit dem Baron stehe, und die Art und Weise meines Betragens gegen sie zu finden. Sie bat mich, mich wieder nieder zu lassen, nahm Platz an meiner Seite, und der unglücklichste Zufall der es recht darauf angelegt zu haben schien, meinen Verstand zu verwirren, brachte mich in eine Lage, wo meine Augen keine andere Richtung nehmen konnten, als auf einen Busen, der in üppiger Bewegung den leichten Schleier immer mehr zu entfernen schien. Vergebens suchte ich dem gefährlichen Anblick auszuweichen; ich fühlte durch die unwiderstehlichste Zaubermacht meine Augen an diese Reize gebannt. Leise drückte sie meine Hand, und sagte mir, wie viel Gutes der Baron von mir erzählt habe, wie sie sich freue, die Bekanntschaft eines so edlen Jünglings zu machen. Der Druck ihrer Hand brannte wie ein elektrisches Feuer in meinen Adern,

und

und verdoppelte die Schläge meines Herzens. Auf alles dieses antwortete ich nur unverständliche Worte ohne Sinn, mir selbst unbewußt, was ich sagte. Ein Seufzer, der den holden Busen hob, ein paar Thränen, die in den blauen Augen perlten, erregten meine ganze Theilnahme. „Thränen," rief ich aus, „Thränen des Kummers?"— „Ich bin nicht glücklich!" antwortete sie, und sanft ließ sie bei diesen Worten ihr Haupt auf meine Schulter sinken. Ich hatte meinen Arm um sie geschlungen, ihr glühendes Gesicht brannte an meinem Herzen, unsern Lippen entschlüpften Seufzer, keine Worte mehr; ein leiser Schauer durchflog mein Inneres, und machte mich beben. Aber schnell erwachte ich aus dem Taumel, mit einem Blick durchschaute ich meine Verwirrung, und rasch sprang ich auf. Eine nie gefühlte Unruhe tobte in meiner Brust, meine Wange glühte, kaum

wagte ich noch einen Blick auf die Arme zu werfen, die mit stummer Beschämung und mit niedergesenkten Augen auf dem Sopha saß. Ich fühlte deutlich die Nothwendigkeit, unsere Verwirrung zu enden, und entschloß mich, das Zimmer zu verlassen. „Ich gehe in den Garten," stotterte ich, „haben Sie die Güte, es dem Baron zu sagen;" und ohne Antwort abzuwarten, eilte ich hinaus, flog die Treppe herab, und schöpfte erst dann wieder freien Athem, als ich über mir das Gewölbe des Laubes und des Himmels erblickte. Gewitterwolken schwebten in der kühlen Luft, und kreischende Vögel schwirrten umher. Gedankenvoll schritt ich im Garten auf und ab, und wagte noch nicht, mir Rechenschaft von dem Geschehenen zu geben. Die süße Gestalt meiner Emilie umschwebte meine Phantasie, und ihr Bild drängte sich in jede Vorstellung. In dieser Stimmung

fand mich der Baron. „So niedergeschlagen, lieber Rosen?“ fragte er.

„Niedergeschlagen? Nein! ich denke nur eben daran, daß, wenn ich dem Gewitter entgehen will, es Zeit ist, meinen Rückweg anzutreten.“ „O! was das Gewitter anbelangt, so hoffe ich, daß ein günstiger Wind es wieder vertreiben und mir Ihre Gesellschaft noch länger verschaffen soll, und gesetzt auch, es wäre Ihnen heute nicht möglich, zurückzukehren, so ist in meinem Schlosse Platz genug für einen Gast. Schenken Sie einmal einen Abend der Freundschaft, der eigentlich der Liebe gewidmet ist; ja?“ Eine so freundschaftliche Einladung mußte angenommen werden; ich versprach zu bleiben, und erst den Abend spät, wenn es die Witterung erlauben würde, nach Hause zu reiten.

Wir machten noch einige Gänge durch den Garten, und ich nahm indeß die Ge-

legenheit währ, einige Fragen über die Person, die ich heute hatte kennen lernen, und die Verhältnisse, worinnen sie mit Held stand, zu thun. „Das Frauenzimmer," erwiederte der Baron, „ist eine weitläuftige Verwandte von mir, die ich zu mir genommen, und die meine Haushaltung besorgt; ein gutes Geschöpf, aber" — „Sie ist unglücklich," fiel ich ein. „Sie glaubt es wenigstens zu seyn," erwiederte er. Seit dem Tode ihrer Mutter ist sie fast immer in einer traurigen Stimmung, nur selten durchglänzt ein Strahl der Freude das trübe Gewölk, das ihre Stirne umlagert, und sie vermehrt meinen und ihren Kummer durch eine hartnäckige Verschlossenheit."

„Der Pater Gerhasius, den Sie heute haben kennen lernen, war der Beichtvater meiner mir ewig unvergeßlichen Mutter; schon um deswillen ist er mir werth, ohne auf seine persönlichen guten Eigen-

schaften Rücksicht zu nehmen, die ihn zu meinem liebsten Gesellschafter machen. Er ist tugendhaft, religiös und besitzt treffliche Kenntnisse, die er durch Bescheidenheit erhöht, und ihm verdanke ich den größten Theil meiner Bildung." —

„Hier, lieber Rosen, haben Sie eine kurze Schilderung derjenigen Personen, die mich täglich umgeben. Ich würde ganz glücklich seyn, wenn ich Luisen, meine Cousine, zufrieden sähe, oder ihr eine Freundin schenken könnte, die den Weg zu ihrem Herzen fände, und den Kummer, der dasselbe beherrscht, lindern möchte. Die Einzige, deren Umgang ich ihr wünschte, wäre Ihre Emilie. Ja, Freund! wir müssen diese beiden schönen Seelen vereinigen. Luise wird gewiß durch den Umgang mit Ihrer Geliebten von ihrem Kummer genesen. Mittheilung schmerzhafter Empfindungen lindert dieselben; Emilie wird das

Vertrauen Luisens gewinnen, und ich werde im Stande seyn, den Kummer des guten Mädchens zu verbannen. Versprechen Sie mir, Freund! Emilien den Vorschlag zu thun, Luisen kennen zu lernen, und fordern Sie dafür von dem Herzen und dem Vermögen Ihres Freundes jedes Opfer!" —

Diese Bitte wurde von einer feurigen Umarmung begleitet. Das Ueberraschende des Antrags sowohl, als auch die Hitze, mit der es geschah, setzte mich eine Weile außer Fassung, darauf zu antworten. Mein Kopf und mein Herz wurde zugleich von einer solchen Menge sich durchkreuzender nd widersprechender Ideen und Empfindungen bestürmt, deren Beziehung ich nicht im Stande war, aus dem Gewirr zu lösen.

„Nun, lieber Rosen?" fragte der Baron nachdenkend.

„Ich will!" erwiederte ich. „Rechnen Sie ganz auf mich; — ich will mit Emi-

liens Vater, mit Emilien reden — und ich zweifle keinen Augenblick an ihrer Bereitwilligkeit, dem Freunde zu dienen, und zweifle auch nicht daran, daß Emilie und ihr guter Vater meinen Wünschen entgegen kommen werden.

Hier fand sich der Pater ein, mit dem wir den Rückweg nach dem Schlosse antraten. — Die Sonne hatte sich bereits hinter schwarze Wolken verborgen, ein dumpfes Rollen aus der Ferne verkündete das nahende Gewitter, und bänger und schwerer hob sich meine beklemmte Brust.

Es währte lange, ehe unsre Unterredung wieder den freien Gang nahm, den sie bei Tische gehabt. Es schien eine gewisse Spannung unter uns zu herrschen, die ich mir nicht erklären konnte, und die eine Verlegenheit erzeugte, welche der Witz des Barons und die Bemühungen des Paters, das Gespräch auf diesen oder jenen

Gegenstand zu lenken, nicht ganz verscheuchen konnten. — Endlich brach das Gewitter in unsrer Gegend los, und zog nach kurzem Wüthen vorüber; die Sonne bahnte sich einen Weg durchs Gewölk, und gewährte mir die freudige Hofnung, meinen Rückweg noch heute machen zu können.

So kam der Abend heran, und unerwartet waren wir von Gegenstand zu Gegenstand auf eine Materie gekommen, die ich stets mit ganzem Herzen umfaßte, in der ich lebte und webte, und mich ohne alle andere Rücksicht so zu fesseln vermochte, daß ich auch alles, was mich sonst umgab, vergaß. Das Uebersinnliche war der Stoff unsrer Unterhaltung, in der wir uns bemühten, Ideen zu verkörpern, und das Unsichtbare, Gestaltlose in Raum und Zeit hinzustellen. — Sinnloses Bemühen! Und doch konnte man mich zu dem Glauben überreden, weil ich einmal gewohnt war,

zu glauben, und durch die feurigste Einbildungskraft verleitet, in mir eine Wirklichkeit zu erschaffen, die jedem Zweifel der freien Vernunft Trotz bot.

Von dem hohen Ideal der Gottheit, so gut es sich immer menschliche Vernunft bilden kann, von höhern Wesen, die sie umgeben, theilte uns der Pater seine Begriffe mit, die uns mit Bewunderung erfüllten. „Und — fiel ich ihm hastig ins Wort — sollte der Mensch nie auch hienieden schon in eine entfernte Verbindung mit Wesen höherer Art, als die seine, treten können? Sollte das Band, das Menschen mit Menschen vereint, von der Hand des Todes so zerrissen werden, daß es nur jenseits wieder geknüpft werden kann?" —

„Gewiß nicht!" erwiederte der Baron.

„Nein, gewiß nicht!" sprach mit dem feierlichsten Ton der Pater. „Alle Wesen, die mit Vernunft begabt sind, hängen in

einer unzertrennlichen Kette zusammen, und so steigt die Stufenleiter dieser Wesen bis zur Gottheit empor. Die Kluft zwischen hier und dort ist so groß nicht, daß alle Gemeinschaft zwischen uns und unsern abgeschiedenen Freunden, welche die Nächsten über uns auf der Stufenleiter der Vernunft sind, aufgehoben wäre; unsichtbar umgeben uns die Geister unserer Geliebten, und ihrem Liebling zu Gefallen, kleiden sie sich in die körperliche Hülle und werden dem Sterblichen sichtbar. — Daher die hohen Ahndungen, die oft wie ein Blitz unser Inneres durchzucken, und der leise Schauer, der uns in nächtlicher Stille erbeben macht. Gern weilen sie um schuldlose Herzen, und warnen sie vor Gefahren, die ihrer Tugend drohn."

„Aber — erwiederte ich — ist es nur den reinen Geistern vergönnt, auf die Erde, als ihren einzigen Wohnplatz, herab-

zusteigen, und ist es ein Theil der Strafe für die Gottlosen, diese Erde nicht mehr zu sehen?"

„Nein!" sagte der Pater; „auch sie dürfen hienieden wandeln; aber die süße Gemeinschaft mit den Menschen kennen sie nicht. Sie liebten einst nur sich selbst oder seelenlose Dinge; zur Einsamkeit oder zur Gesellschaft dieser Gegenstände ihrer irrdischen Liebe sind sie verdammt. — So hauset die Seele des Geitzhals unter ihren Schätzen, und muß mit Schmerzen dieselben in andrer Hände sehn. — Der menschenfeindliche Bösewicht ist in eine Wüste verdammt, wo er unter allen Schrecknissen der Natur in trauriger Oede weilt."

Ein anhaltender Blitz, von einem heftigen Donnerschlage begleitet, schreckte uns ab; ich flog ans Fenster, und erblickte den Himmel mit schwarzen Wolken umzogen. — Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich dem

Pater zuhörte, hatte mich nicht bemerken lassen, wie sich aufs neue Gewitterwolken näherten, bis der heftige Blitz und das laute Krachen des Donners unsre Unterredung unterbrach. Es folgten noch einige Schläge, aber mit verminderter Kraft, als mir auf einmal dünkte, ein fernes Geläute zu vernehmen. —

„Es muß irgendwo eingeschlagen haben!" rief der Pater. „Ich höre Sturm läuten."

Ich wurde von einer zunehmenden Angst beunruhigt, und ein Bote, der uns die Nachricht brachte, daß es in der Gegend von Nußdorf brenne, trug eben nicht dazu bei, dieselbe zu vermindern. — Ich ließ mein Pferd satteln. Der Baron und Gerhasius erboten sich zu meinen Begleitern, und so sprengten wir im schnellsten Galopp nach Nußdorf. —

Schon von ferne erblickten wir eine hell lodernde Flamme, die sich in der Mitte einer finstern Rauchwolke emporhob. — Je näher wir Nußdorf kamen, desto deutlicher sahen wir, daß es daselbst brannte, und bald ließ uns der laute Tumult und das Stürmen der Glocken keinen Zweifel mehr übrig. — Athemlos erreichte ich das Dorf; und da ich mich nach der Gegend des Feuers hinwandte, sah ich — die Wohnung des Pfarrers in Flammen! — —

„Meine Emilie!" rief ich im höchsten Gefühl des Schreckens, beim Anblick solcher Gefahren, sprang vom Pferde, und eilte, von grauenvoller Ahndung beflügelt, in das flammenerfüllte Gebäude.

In wilder Unordnung strömte hier alles durch einander. Ich sah und hörte nichts von dem, was mich umgab; mein Blick war nur auf den einzigen Gegenstand, auf meine Emilie gerichtet. — Mit

einer Angst, die an Verzweiflung grenzte, bahnte ich mir einen Weg durch den Tumult. —

Vergebens! — Ich fand sie nicht. Die Glut hatte mein Haar versengt, meine Kleider ergriffen; eine Dampfwolke, die sich mir entgegenwälzte, benahm mir den Athem, und sinnlos stürzte ich zu Boden. —

Als ich erwachte, fühlte ich mich in dicke Finsterniß begraben, das Geschehene schwebte wie eine Traumgestalt vor meiner Seele. — Eine Todenstille, die nur dann und wann von einzelnen Stimmen in der Ferne unterbrochen wurde, ergriff mein Herz mit Schaudern; ich raffte mich auf, um zu sehen, wo ich mich befände, als ich Emiliens Stimme, unfern von mir, zu vernehmen glaubte, zu der sich die Stimme des Barons gesellte.

Mir war es, als wenn Geister um mich her schwebten, die mir das letzte Le-

bewohl zulispelten. Der wohlthätige Schein einer Laterne ließ mich den Ort meines Aufenthalts überschauen. Ich befand mich in dem Beinhause des Kirchhofs, die Schatten, die sich beim wankenden Lichte um mich sammelten, wuchsen zu Riesengestalten empor, und vermehrten das Grauen, das diesen Ort bewohnte.

Die Laterne kam näher, und ich schwankte ihr entgegen. — „Hieher!" rief ich. — Der Laternenträger nahte. Es war ein Bauer des Orts. „Gottlob! daß ich Sie finde," sagte er; „noch einen Augenblick, und sie waren vom Feuer verzehrt." —

Meine erste Frage war Emilie! „Ei, Sie sind doch nicht" — — und hier beleuchtete er mein Gesicht. „Ja, wahrhaftig! Ach, mein Gott, wie wird sich Ihr Vater, und der Herr Pfarrer, und Ihre Braut, wie werden sie sich freuen!" —

„Sie leben also? Wo sind Sie? Führe mich doch schnell zu ihnen, guter Mann, und mache, daß wir hier von diesem Schreckensorte kommen!"

„Ihre Braut ist hier in der Nähe, sie sucht Sie!" —

In dem Augenblick stand der Baron vor mir, und an seinem Arme Emilie.

„Gefunden, gefunden!" rief der Bauer.

„Rosen! Freund!" rief der Baron, und sprachlos hing Emilie an meinem Halse. —

Vergebens bemühe ich mich, indem ich dies niederschreibe, noch einmal die Gefühle in mir zu erneuern, die in diesem einzigen Moment auf mein Herz eindrangen. Liebe, Freude des Wiedersehns, Eifersucht, ein grauses Gemisch von frohen und widrigen Gefühlen, die nur ein Menschenherz zu empfinden vermag, und keine Zunge ausspricht.

„Lieber, lieber Karl!“ unterbrach Emilie diese feierliche Stille, „wir haben Dich schon als todt beweint, und nun so unverhofft wiedergefunden! — Komm zu meinem, zu Deinem Vater; ich habe mich heimlich losgerissen, um noch einmal Dich aufzusuchen, und der Himmel, der unsre Liebe begünstigt, hat Dich mir wiedergegeben! Komm, um die lieben Alten von Ihrem Kummer zu befreien!“

Wir eilten beide nun nach der Wohnung meines Vaters, unbekümmert, ob der Baron uns folge oder nicht. Denn mir schwebte nur die kummervolle Gestalt meines Vaters vor Augen, den ich zu trösten eilte. — Ich flog in das Zimmer und an den Hals meines Vaters.

„Mein Karl! Mein Sohn!“ rief er und drückte mich fest an seine Brust, als wenn ein neuer Unfall mich wieder von ihm zu reissen drohte. Der zweite, der mit

mir die Freude des Wiedersehns theilte, war der gute Pfarrer.

„Wie müssen wir uns wiedersehen!" rief ich im schmerzlichen Ton, bei dem Gedanken eines Unglücks, das ich noch nicht zu übersehn vermochte.

„Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Wille des Herrn sei gelobt!" antwortete er mit ruhiger Ergebung. —

Jetzt nahm ich erst wahr, daß noch ein Dritter zugegen war, der Pater Gerhasius. Er umarmte mich mit Wärme, und war gleichfalls über unser glückliches Wiederfinden erfreut. — Der Baron, in Begleitung meines Retters, trat ins Zimmer; mein Groll war verschwunden in der Wonne dieses Augenblicks: ich schloß ihn brüderlich in meine Arme. —

Der Freudentaumel machte nun der Begierde Platz, die wechselseitigen Begeben-

heiten dieser betrübten Nacht zu erfahren, und aus den gegenseitigen Bruchstücken, die wir uns in hastiger Unordnung mittheilten, ergab sich nun folgendes Ganze: Der heftige Blitzstrahl, der unsere Unterredung in Rothheim unterbrach, hatte den Kirchthurm getroffen. Schnell griff die Flamme in dem leichten Fachwerk um sich, und zündete in einem Nu das Pfarrhaus an. Die thätigste Hülfe der Einwohner und die benachbarten Dorfleute retteten dasselbe von der gänzlichen Vernichtung, und nur ein Hintergebäude mußte der Wuth des Feuers unterliegen, dem aber die ganze Kirche zum Raube ward. Fast alles hatte der Pfarrer aus seiner Wohnung gerettet, und mit Emilien leitete ihn mein Vater in seine Behausung. Mich rettete vom Flammentode der gute Bauer, den wir mit dem herzlichsten Gefühle des Dankes umarmten. Er hatte mich, ohne mich zu erkennen, aus dem

Getümmel getragen, und voller Betäubung wußte er sogleich nicht den Ort, wohin er mich gebracht, bis er mich dort in der Gesellschaft meiner selbst geschaffenen Schrekken wiederfand. Gerhasius und der Baron hatten, wie sie mir sagten, mich vergeblich zurückzuhalten gesucht, und bald mich aus den Augen verloren; sie hatten erfahren, daß der Pfarrer in die Wohnung meines Vaters geflüchtet, und dort mich zu finden geglaubt. Hier hätten sie sich also alle aufgemacht mich zu suchen; aber ihr Bemühen wäre fruchtlos geblieben, und traurig wären sie zurückgekehrt, bis es der Liebe und Freundschaft geglückt wäre, mich wieder zu finden.

Die Freuden des Wiedersehens strahlten aufs neue in unsern Augen und belebten unsre Brust. —

Die Drangsale dieser Nacht heischten Ruhe. Ein jeder entfernte sich, diese

holde Göttin um eine Gabe anzuflehen, die sie nicht, wie das Glück, nach Laune, sondern mit weiser Ordnung vertheilt. — Mir war der Weg zu ihrem Tempel versperrt, und schlaflos entwich mir die langsame Nacht. Tausend wechselnde Situationen erzeugte die furchtbare Einbildungskraft, und in allen schwebten die Bilder Emiliens und des Barons vor meiner Seele, und folterten mich mit namenlosen Schmerzen, die eine stürmische Phantasie erregte.

Wie froh begrüßte ich nicht den ersten Strahl des wiederkehrenden Tages, die reinen Morgendüfte, die mir entgegen wallten, und das Zwitschern der ersten Frühlerche, die dem kommenden Lichte entgegenflatterte! — Ich fühlte mich frei vom Kummer; die Hofnung der nahen Wirklichkeit errang den Sieg über die Täuschung der Phantasie, und mir selbst that

ich da s frohe Gelübde, nie wieder ihren Einflüssen Gehör zu geben.

Zufrieden mit mir selbst und den Menschen, eilte ich nun zu den Uebrigen, die ich im traulichen Kreise beisammen fand. Man machte jetzt den Plan zur Wiederergänzung des gestrigen Schadens, und eifrig bot der Baron dem ehrlichen Pfarrer Vorschuß an, so viel er bedürfe, und offerirte ihm für sich und seine Tochter eine Wohnung in seinem Schlosse, bis der Bau seines Hauses beendet seyn würde.

Ich zitterte vor Furcht, daß der Pfarrer seinen Vorschlag annehmen würde; aber mein Vater erleichterte mein Herz, da er sagte, daß er dem Pfarrer es nie vergessen würde, ihn, als seinen nächsten Nachbar, übergangen zu haben, und der Pfarrer beiden dankbar die Hand reichte, mit den Worten: „Ein Hirte muß seine Heerde nie verlassen!“ — Der Pater Gerha-

sius pflichtete ihm darin bei und unterstützte seine Meinung mit den besten Gründen, während der Baron ihm einige Blicke voll Unwillen zuwarf, die ich mit Befremden bemerkte. Uebrigens beantwortete er dies alles mit Stillschweigen; er schien empfindlich über die Zurückweisung zu seyn, und entfernte sich bald nachher, indem er uns guten Fortgang in unserm Vorhaben wünschte. — Mein Vater und der Pfarrer versicherten ihn ihres vollkommensten Dankes für sein edles Anerbieten, und versprachen ihm, bei einer andern Gelegenheit doppelten Gebrauch von seiner Güte zu machen.

Emilie schien die Gesinnungen, welche der Baron gegen ihren Vater bewies, höher aufzunehmen und inniger zu empfinden, als wir übrigen. Sie nahte sich schweigend demselben, ihr schönes Auge glänzte von einer schönern Thräne, und mit einem beredten Schweigen drückte sie seine Hand.

— Das ganze Wesen des Barons schien in diesem Moment eine andre Gestalt zu gewinnen. Er küßte ihre Hand mit Feuer, umarmte mich mit Ungeduld, und mit dem Ausruf: „Ewig euer Freund, ihr guten Menschen!“ eilte er zur Thüre hinaus. — Uns allen war das Benehmen des Barons auffallend; aber wichtigere Gegenstände verdrängten bald die Gedanken an ihn.

Mit Emsigkeit wurde jetzt der Bau des Priesterhauses betrieben, und vom Hofe aus, und von den benachbarten Städten und Dörfern unterstützt, begann auch die Wiedererbauung der Kirche. — Die Wohnung des guten Pfarrers war wieder eingerichtet, sein Sorgenstuhl stand wieder am Fenster mit Reblaub umzogen, und Emiliens Arbeitstischchen war freundlich gegen über hingesetzt. Unsre Tage flossen wieder in jener ungetrübten Ruhe hin, wie vormals. Der Baron ließ sich nicht sehen,

und seinen Vorschlag, Emilien mit seiner Kousine bekannt zu machen, übergab ich der Vergessenheit. —

Unter den Kleinigkeiten, die der Pfarrer vermißte, befanden sich einige Briefe, die er ungern zu entbehren schien. Er suchte sie mit auffallender Aengstlichkeit; aber vergebens. Der Verlust derselben war ihm empfindlich, aber ein tiefes Schweigen beobachtete er über ihren Inhalt. — Nach und nach beruhigte er sich über diesen Umstand, und der herannahende Tag meiner Hochzeit mit Emilien schien jede Sorge, die nicht auf uns und diesen Tag gerichtet war, zu verdrängen.

Der Sommer war entflohen, und seine Stelle ersetzte der segenreiche Herbst. Die Tage der Aerndte belohnten die Tage der Arbeit. — Zwar flog schon mancher Nordwind über die Flur und wühlte im fallenden Laube; aber auch mancher lichte

Tag erfreute uns mit Gefühlen des Lenzes. — Am kühlen Abend lag ich dann oft im geöfneten Fenster, sah hinaus in die Grabesstille der Nacht, und Träume der Zukunft zogen ernst und fröhlich vor mir vor über. Der Flüchtigkeit aller Freuden, die sich Sterbliche erträumen und verwirklichen, dachte ich einst mit mehr als gewöhnlichem Ernst nach. Die zitternde Fläche des Mondes schwamm unter den Wolken umher, bald verdunkelt, bald erhellt. Ich starrte hinan, wie nach dem Wohnplatz unsrer Zukunft, und suchte die Freuden dort auf, und die Ruhe, und die Vollkommenheit, die ich hier nicht fand. — „Nein! über den Gräbern unserer Brüder wandelt Kummer und Schmerz! Daß ich doch einen der Seligen fragen könnte: wo wandelst du nun? Hast du den Kummer besiegt und die Thränen getrocknet auf ewig? Woher der leise Schauer, der mich erbe-

den macht, die hohe Ahndung, die mein Innres wie ein Blitz durchzuckt? — Dies nanntest du Gegenwart verschwisterter Seelen, Gerhasius! Unsichtbar umschwebt mich vielleicht in diesem Augenblick" — —

„Karl!" tönte, im Winde verhallend, ein leiser Ruf von den Gräbern des Kirchhofs herüber. — Ich schauderte zusammen, und zitternd wagte ich es, hinüber zu schauen in die Wohnungen der Ruhe. — Seinen Silberglanz entfaltete der Mond über die Grabeshügel, und eine Leichengestalt erhob sich unter denselben empor, wie sie die schreckbare Phantasie uns zu mahlen pflegt. Neues Erbeben ging der Erstarrung aller Glieder zuvor; meine Augen hingen an der furchtbaren Gestalt, und drängten sich mit Gewalt aus den umschließenden Hölen.

„Karl!" hallte es noch einmal; und wie ein Schlaftrunkener rannte ich mit be-

benden Füßen und zitternden Händen durch den Garten und erreichte den Kirchhof. — Ich sank an einem Kreuze nieder, und wagte nicht, die Augen empor zu heben. — „Karl! Dich zu warnen, verläßt deine Mutter ihre Ruhestätte; flieh Emilien, flieh diesen Ort, wenn du mich und die Tugend liebst!“ —

Stille folgte diesen schrecklichen Worten. Ich raffte mich auf, und um mich her war alles tod und öde, verschwunden die Erscheinung vom Lande der Ewigkeit; nur ich lebte unter den Todten, und in mir der tobende Schmerz, mit Schrecken vereinigt. —

Ich schlich zurück in mein Schlafzimmer und sank auf mein Lager. „Flieh Emilien!“ rief ich, Thränen begleiteten diese Worte, und drohend sah ich überall den Schatten der Mutter mich umschweben. Fieberfrost schüttelte mich zusammen,

und

und im nächsten Augenblick wütheten Feuerflammen durch meine Gebeine.

So fand mich der dämmernde Morgen! — Nach und nach wich der Schrekken mit dem Grauen der Nacht, und das sanfte Licht, das mein Zimmer erhellte, schien auch einen Strahl der Freude in meiner Brust zu erwecken. Ich suchte mich loszureissen von der Erscheinung der Nacht; ein Traum war es, und doch mehr, als Traum! — Emilien fliehen, den Ort fliehen, wo ich zuerst meines Daseyns Freuden gefühlt, wo die Liebe mir die schönste Bahn eröffnete, in stiller Wirksamkeit, im Kreise meiner Familie bis an das Lebensziel zu wandeln, und nun — hinausgeworfen in die Welt, ein Fremdling in den freundlosen Gegenden, ohne Liebe, ohne Verwandte!

Nur der, den sein Geschick als Kind schon vom Nord zum Süd umhertreibt,

der kein Vaterland kennt, und dem die heimische Flur fremd ist, der Bande knüpft, die der nächste Augenblick wieder trennt — nur für den ist der Gedanke nicht schreckbar, fremde Regionen mit dem Vaterlande zu vertauschen. Wer aber im stillen, glücklichen Zirkel der Seinen aufwuchs, wen nur Stunden von ihnen trennten, kaum Tage, dem ist die vaterländische Flur sein Element, das Ausland eine Wüste, wo nie der Freundschaft und Liebe Blumen für ihn keimen. — Der selbst gepflanzte Baum, die selbst gewundene Laube, wo ihn Liebe umfing und Liebe beseelte; ach! er soll sie verlassen, und fern von seinen Freunden mit seinem Kummer, mit seiner heißen Sehnsucht, bloß von dem leisen Wehen der Erinnerung getröstet, eine neue Welt, ein neues Daseyn finden. — Zu den blauen Gebirgen, die des Geburtslandes Fläche begränzen, starrt er bei wolkenleeren Tagen

zurück, und wenn die nächtlichen Sterne über ihm schimmern, so läßt er aus den Fluthen der Vergangenheit die Gebilde entschwundener Gegenstände emporsteigen, labt sein trunkenes Herz mit Schattengestalten der Phantasie, breitet froh die Arme nach ihnen aus, und sieht plötzlich den Nebel fallen, die Zauberwelt fliehen, und sich allein, allein im großen Ganzen! —

Mit solchen Gefühlen wandelte ich langsam mein Zimmer auf und ab; fern blieb von mir der Entschluß; ich rang mit allen Qualen der Ungewißheit, was ich thun sollte. Soll ich mich entdecken? Soll ich meinem Vater, Emiliens Vater, ihr selbst sagen, was ich sah, was ich hörte in der verwichenen Schreckensnacht? Oder soll ich in meine Brust dies grause Geheimniß verschließen, und ihnen die selige Ruhe lassen, die ihre Unwissenheit erzeugt, während dem mein Herz, von tausend Zweifeln,

von tausend Entschlüssen gefoltert, langsam verblutet? — Ja! begrabe dies Geheimniß in Deine Brust, und handle nicht eher, bis Du die Ursache entdeckt, die Dir Emiliens Hand entzieht, oder eine zweite Erscheinung der Mutter Dich davon unterrichtet; ich will meinen Muth zusammenraffen, um die Frage: warum soll ich Emilien verlassen? an sie zu thun. Vielleicht, ach, vielleicht läßt sich das drohende Unglück noch abwenden von uns, vielleicht — schon wieder frohe Hoffnungen! schöne Träume! — Nein! umsonst verließ der Geist meiner Mutter nicht ihre Ruhe, und kam, mich zu warnen. O Du, die ich nie kannte, nach der mein Herz so oft mit stillen Wünschen rang, warum erscheinst du, um meine liebsten Wünsche zu verdammen? —

Mein Vater unterbrach dies Selbstgespräch. Er glaubte mich noch im Bette an-

zutreffen, und wunderte sich, daß ich, schon ganz angekleidet, einsam in meinem Zimmer verweilte. — Mit Mühe suchte ich das thränenvolle Auge seinen Blicken zu entziehen, das sich mit neuen Zähren bei dem Anblick des sorglosen Greises füllte, der bald seine Stütze, seine Freude auf ewig verlieren sollte. — Er bemerkte meine Verlegenheit und meine Thränen, und fragte mit rührender Theilnahme: „Mein lieber Karl! was fehlt Dir?" — „Nichts!" und eben dies entlockte mir Thränen; „es sind Freudenthränen." —

Eben hallten die Glocken vom Kirchthurme herab. Ich schauderte sichtbar.

„Was ist das?" frug ich.

„Der alte Martin wird begraben," antwortete mein Vater.

„Begraben? — Wohl dir, alter Mann! du hast nun nichts mehr zu fürchten!" —

Sorgsam schüttelte mein Vater den Kopf, faßte meinen Arm und führte mich die Treppe hinab ins Wohnzimmer. — Vor dem Fenster vorbei wallte der Zug mit Klang und Sang; die Leichenfahnen schimmerten im Morgenroth, wie der erste Tag des künftigen Erwachens. Ich starrte in die Reihe hinab, und wie mein Auge auf den Sarg fiel, erseufzte ich leise: „Mein Glück wird begraben, wie diese Leiche!" —

Mein Vater war über mein Benehmen verwundert. Zum zweitenmale fragte er: was mir fehle?

„Sollte ich nicht traurig seyn, wenn ich bedenke, wie leicht man auch Sie, oder Emilien, oder den guten Pfarrer dahin tragen könnte?"

„Und doch fandest Du vorhin den alten Martin glücklich!" erwiederte er. —

„Ja, ihn; aber nicht die Zurückgebliebenen."

Aufs Neue schüttelte der Alte den Kopf. „Geh, Karl! Was soll die Grillenfängerei? Mach Dich an die Arbeit; die Todesgedanken laß, bis es Zeit ist!“ —

Ich ging; ach! und in meinem Herzen war jede Freude ausgestorben; daher die Todesgedanken. Mit welcher Anstrengung verrichtete ich nicht die Arbeit, die sonst so leicht, so rasch von Statten ging! — Ich war in stete Träume versunken, und alle Gegenstände, die mir sonst Freude gewährten, nahmen alle die simpathetische Trauer an, die in meinem Herzen wohnte. Vergebens bot ich allen Muth auf, um den Meinigen den Kummer, der mich drückte, zu verbergen; aber zu fremd war mir die Vorstellung, zu schwer die Bürde, unter der mein Geist erlag, als daß es mir ganz hätte glücken sollen. Jeder Mund fragte nach der Ursache meiner heimlichen Thränen, jeder Blick suchte sie in meinem Innern

zu erforschen. Zehnmal schwebte das ruhestörende Geheimniß auf meinen Lippen, wenn Emiliens dringende Fragen, von noch dringendern Thränen begleitet, Antwort heischten; und eben so oft unterdrückte ich es wieder. Ich seufzte und sagte: „Ich weiß nicht, was mich so bange, so traurig macht.“

So schlichen acht trübe Tage dahin, und forschend suchte ich oft unter dem mitternächtlichen Himmel den Schatten meiner Mutter. Umsonst! ich sah ihn nicht wieder. — Der Tag, der mich auf immer mit Emilien vereinen sollte, war nicht mehr fern! der sonst so heiß ersehnte, jetzt so gefürchtete Tag! Fest hatte ich es beschlossen, wenn mich das Schicksal nicht näher von dem Verderben, das mich erwartete, unterrichten würde, Emilien meine Hand zu reichen, und mich der Ruhe dieser Theuern, der Ruhe meiner Mutter zum Opfer zu bringen.

„Mag es seyn — rief ich verzweiflungsvoll — daß meine Bahn mit Kummer endet, wenn ich nur eine kurze Zeit mein Glück und Emiliens Glück begründe! Und habe ich ihr nicht unter deinen Augen, du Unerforschlicher den Eid der Treue geschworen? — Ich erfülle mein Gelübde; und habe ich dann gefehlt, sollen alle meine übrigen Lebenstage ein Vergehen büßen, das ich unwissend beging. Wenn ich auch enthüllen wollte, was ich bis jetzt mit so vieler Mühe ihren Augen verbarg, wird man mir glauben? Wird man nicht argwohnen, ich wollte nur meine Treulosigkeit bemänteln? — Nein, mein Geheimniß bleibe ewig das meinige, und meine Hand reiche ich Emilien, wenn nicht die Vorsehung mir einen Ausweg aus dieser Verwirrung zeigt."

Mit diesen Entschlüssen eilte ich zu dem Pfarrer. — Die außerordentliche Span-

nung aller Geisteskräfte gab allen meinen Bewegungen eine ungewöhnliche Hast, und so flog ich mehr, als ich ging, durch die kühle Abenddämmerung in das Haus des Pfarrers, riß hastig die Stubenthüre auf, und — wie eingewurzelt blieb ich am Eingange stehn, da ich Emilien halb ohnmächtig und in Thränen schwimmend, und an ihrer Seite den Pater Gerhasius, den Pfarrer aber in stummer Betäubung und mit gerungenen Händen an einen Tisch gelehnt sah. — Meine gelähmte Zunge vermochte auch keine Silbe hervorzubringen; ich stürzte zu Emilien hin, und bemerkte kaum, wie alle das Auge in banger Erwartung auf mich hefteten.

Endlich erhielt ich wieder Kraft genug, zu fragen: „Was geht hier vor?“

„O, mein Sohn!“ stöhnte der Pfarrer.

Der Pater bat mich, sie zu verlassen; ihre Lage vertrüge meine Gegenwart am allerwenigsten. — Ich beschwur ihn, mich hier zu lassen; aber der Pfarrer winkte nach der Thüre und stammelte: „Morgen!“

Noch einen Kuß drückte ich auf Emiliens verblaßte Lippen, und halb mit Gewalt trieb mich Gerhasius zur Thür hinaus. — Ich schweifte wie im Wahnsinn durch Flur und Wald umher; eine schreckbare Ahndung trieb all mein Blut zum Herzen. — Bald wollte ich wieder zu dem Pfarrer zurück, und fühlte mich von einer unsichtbaren Gewalt zurückgehalten; bald beschloß ich, dem Winke meiner Mutter zu folgen und zu fliehen. Aber ich verwarf schnell wieder diesen Vorsatz. — Spät kehrte ich zu meinem Vater zurück, der in sorgloser Ruhe meiner harrte. Er fuhr auf, da er mich erblickte; mein glü-

hendes Auge, mein hastiges Benehmen, der Aufruhr meiner Seele, der in jedem Gliede meines Körpers sichtbar wurde, erfüllte ihn mit Entsetzen.

„Was hast du vor?“ frug er im Tone der äußersten Ueberraschung.

Ich warf mich an seinen Hals, rief unter Thränen: „Morgen!“ und eilte in mein Schlafgemach. —

Inhalt.

1.

Miszellen . . . . . Seite 1

2.

Ferdinand Tiefensee 79

3.

Karl Rosen 119

15260 (5)

Goe 2510 (819)

ULB Halle 3
006 845 622

Der

anenfreund.

No. 9.

Enthält:

Miszellen.

Ferdinand Tiefensee.

Karl Rosen.

Berlin 1803.

ehmigke dem Jüngern.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres inches

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-730455-12142988-12/fragment/page=00000213